

März 3/2017

Aus dem Inhalt

Christian Hennecke
Hunger nach Gottes Wort 65

Hans-Jürgen Marcus
Flüchtlingswelle statt Laolawelle – Sommermärchen 2015 67

Bärbel Ackerschott
Die Wüste als Ort der Gotteserfahrung 71

Reiner Nieswandt
Abschied vom „Konsumchristentum“ 73

Ruth Hermanns
Krankenhausseelsorge im Erzbistum Köln 76

Paul Deselaers
„Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze“ 82

Markus Roentgen
„In jeder Kreatur ein Funke Gottes“ 90

Literaturdienst: 94
Adam Kozlowiecki SJ: Not und Bedrängnis

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Bischöfliches Generalvikariat, Generalvikariatsrat
Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim |
Bistum Hildesheim, Arbeitsstelle für pastorale Fortbildung
und Beratung, Dr. Hans-Jürgen Marcus, Neue Straße 3,
31134 Hildesheim | Notel, Bärbel Ackerschott, Victoriastraße
12, 50668 Köln | Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Königstraße 8,
42781 Haan | PR Ruth Hermanns, Rheindorfer Straße 128b,
53225 Bonn | Spiritual Dr. Paul Deselaers, Martinikirchhof 7,
48143 Münster | Erzbistum Köln – Generalvikariat, Markus
Roentgen, Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Beirat: Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7,
52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12,
49074 Osnabrück | Petra Dierkes, Marzellenstr. 32,
50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße 8-9, 10117 Berlin |
Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Hildesheim, Köln und
Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104,
50374 Erftstadt

Der jährliche Bezugspreis beträgt 36,00 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3,50 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Friedrich-Ebert-Straße 104, 50374 Erftstadt

ISSN 1865-2832

Christian Hennecke

Hunger nach Gottes Wort

Eine prophetische Aufforderung zur Umkehr

„Seht, es kommen Tage – Spruch Gottes, des Herrn –, da schicke ich den Hunger ins Land, nicht den Hunger nach Brot, nicht Durst nach Wasser, sondern nach einem Wort des Herrn. Dann wanken die Menschen von Meer zu Meer, sie ziehen von Norden nach Osten, um das Wort des Herrn zu suchen; doch sie finden es nicht“ (Am 8, 11f).

Eine Unheilsverheißung. Aber auch eine Richtungsangabe. Für die notwendige Umkehr. Die Prophetie des Amos richtet sich gegen das Volk Gottes. Mit harschen Worten weist er auf die schreiende Ungerechtigkeit gegenüber den Armen hin, auf die Gier nach Geld. Weil das Volk Gottes nicht auf Gottes Wort hört, weil es immer wieder einem Überkapitalismus verfällt, ist es „reif für das Ende“. Dunkelheit, Erschütterung und Orientierungslosigkeit ist die Folge.

Und deswegen folgt dann diese Zukunftsansage: Wir werden hungern, Hunger haben nach dem Wort des Herrn, und es wird ein ungestillter und unstillbarer Hunger sein.

Aber stimmt das denn? In den letzten Jahrzehnten wächst doch überall in den Kirchen eine „Spiritualität des Wortes“. Man könnte davon erzählen, dass in den letzten Jahrzehnten nach dem II. Vatikanum und durch die ökumenische Bibelbewegung das Wort Gottes für viele zur täglichen Nahrung geworden ist. Man könnte vom Bibelteilen erzählen, von vielen Hauskreisen, in denen die Schrift gelesen wird. Und ich

denke, dass hier für viele Christen ein Zugang eröffnet worden ist und sich weiter öffnen wird. Aber Vorsicht: Es geht bei dem Hunger nach dem Wort Gottes um mehr. Das Wort Gottes zu lesen, es zu hören, es auszulegen und ins Leben zu bringen – das ist ein Kennzeichen aller Erneuerungsbebewegungen im Gottesvolk. Aber es geht dabei nie nur um eine „Praxis pietatis“. Das Wort teilen – das ist ein Mittel, ein Weg. Das Ziel des Hören und Lesens des Wortes reicht weiter. Es geht um einen tiefgreifenden Mentalitätswandel. Das Wort Gottes ist ja ein sakramentales Wort. Das geschriebene Wort ist ja eine dynamische Verbindung und Verknüpfung und führt in die verwandelnde Gegenwart Gottes selbst und verwandelt unser Denken, Reden und Handeln.

Dann wird klar, wie die Worte des Amos zu verstehen sind. Das Wort Gottes – das ist nicht (nur) das geschriebene, gelesene oder gehörte Wort. Der „Logos“, die „Worte Gottes“, die nicht vergehen, wenn Himmel und Erde vergehen – das ist die Kraft, die uns verwandelt und unser Handeln neu orientieren kann. Es ist diese geheimnisvolle Begegnung mit jener Liebe, die sich entäußert, das Leben des Anderen teilt und so die Fülle findet. Es ist – so könnte man sagen – die Logik und Architektur der Beziehungsleidenschaft Gottes, die die Welt erneuert und verwandelt. Das brauchen wir Menschen wie Wasser und Brot. Es ist das Grundnahrungsmittel unserer Seele, weil wir von Gott geschaffen sind und diese Beziehungsleidenschaft in uns tragen: zu lieben, zu geben, zu empfangen. Doch dort, wo wir nicht so leben, wird uns der Zugang zu diesem Leben unbekannt. Das Wort wird uns fremd, wir sehen es nur noch äußerlich – eine spirituelle Sonderwelt, ein merkwürdiges Wort der Fremdheit. Gerne zu analysieren, an unseren Normen zu messen, merkwürdig und seltsam zeitfremd. Und auch wenn wir dann das Wort Gottes hören, werden wir nicht mehr „satt“. Es bleibt uns äußerlich und wir halten uns am Äußerlichen auf: wir analysieren, beschrei-

ben, loten aus, was dieses Wort bedeuten könnte – aber es ist nicht mehr die verwandelnde Nahrung, die uns das Leben leben lässt, für das wir geschaffen sind.

Erfahrungen machen das deutlich. Franziskus von Assisi wurde durch das Hören und Lesen der Schrift herausgerissen aus der Mentalität seiner Zeit. Das Hören des Wortes veränderte sein Leben und führte zu einer leidenschaftlichen Existenz der Geschwisterlichkeit, die bei den Armen und Aussätzigen begann – dann aber grenzenlos die ganze Schöpfung umfasste. Und es wuchs eine Gemeinschaft, die schnell zum Ziel der Suche so vieler wurde. Denn aus ganz Europa kamen ja junge Menschen und schlossen sich Franziskus an – denn hier fanden sie den Ort, an dem das Wort in seiner lebensverwandelnden Kraft antreffbar ist.

Mir ist es auch so gegangen: Ich denke, ich wäre heute nicht mehr Christ, wenn ich nicht eines Tages Menschen begegnet wäre, bei denen die Worte des Lebens Leben geworden waren. Ein Leben, das ich suchte – und nicht gefunden hatte, obwohl ich das Wort Gottes jeden Sonntag hörte. Ich hatte eine lebendige Beziehungswirklichkeit gefunden – und erst als ich eindrücklich fragte, wie es zu dieser Erfahrung kommt, wie ein solche Leben möglich ist, da antworteten sie mir: „Wir leben das Evangelium.“

Wir Menschen heute, wir Christen heute, haben denselben Hunger wie die Menschen, von denen Amos schreibt. Auch wir wanken von Meer zu Meer, um dieses Leben zu finden, das uns nährt. Man könnte empirisch Ausschau halten nach den Orten, an die es Suchende zieht. Und wahrscheinlich findet sich dort öfter als wir denken eine Quelle lebendigen Wassers, nahrhaftes Brot für unsere Sehnsucht nach Verwandlung. Und vielleicht sehen wir dort gar nicht zuerst Menschen, die das Evangelium lesen – aber eben die Frucht des Wortes: Leben und Hingabe, Leidenschaft für die Menschen.

Liebe Leserinnen und Leser,

an der Schwelle zu neuen Aufgaben im Bistum Hildesheim und im Rückblick auf seine 15jährige Tätigkeit als dortiger Diözesan-Caritasdirektor reflektiert **Dr. Hans-Jürgen Marcus** die Flüchtlingsarbeit seit 2015 in seinem Bistum auf der Folie des zivilen Engagements in Deutschland überhaupt und sieht in der darin sich zeigenden Verbindung von Glaube und politisch-gesellschaftlichem Engagement die Spur, in der zumindest in unserem Lebensraum die Zukunft von Kirche liegt.

Wie ein konkretes Fallbeispiel zum Eingangartikel nimmt sich der Beitrag von **Bärbel Ackerschott** aus, Leiterin des sog. **NOTEL** in Köln und soeben zur Beraterin der Caritas-Kommission der DBK berufen. Sie gibt Einblick, inwieweit die Arbeit mit drogenabhängigen Obdachlosen mit explizit gelebter Spiritualität in eins geht.

Pfr. Dr. Reiner Nieswandt, Leitender Pfarrer in Haan und Hilden, sieht angesichts der pastoralen Situation der katholischen Kirche in Deutschland einen grundsätzlichen Haltungswechsel angezeigt – der aber spannenderweise nicht einer bestimmten Gruppe in der Kirche zuzuordnen wäre. Weder gilt Klerus versus Laien noch Konservative versus Liberale. „Konsumismus“ ist in seiner Sicht auf allen Seiten anzutreffen und hinderlich.

Die Vielfalt der Aspekte von Krankenhausseelsorge nehmen die Krankenhausseelsorgerin **PR Ruth Hermanns** und einige ihrer Kolleginnen und Kollegen in den Blick. Dieser Beitrag fasst kaleidoskopartig eine Arbeit zusammen, die im Erzbistum Köln im letzten Jahr ihr 10jähriges Jubiläum begehen konnte.

Passend zur Vorbereitungszeit auf die Kar- und Ostertage lässt der Spiritual des Bistums Münster, **Pfr. Dr. Paul Deselaers**, teilhaben an seinen erfahrungsgesättigten Einsichten in die Sieben Letzten Worte Jesu.

Daran schließt sich nahtlos die Schlussbetrachtung des Referenten für Spiritualität im GV Köln, **Dipl.-Theol. Markus Roentgen**, an, der das „mit“ statt das „für“ als Zentrum heilender Spiritualität herausstellt.

Möge diese vor allem die Bereiche Pastoral und Spiritualität betonende Ausgabe des Pastoralblatts ein guter Begleiter für die beginnende österliche Buß- und Umkehrzeit sein, wünscht Ihnen mit herzlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Flüchtlingswelle statt Laolawelle – Sommermärchen 2015

1. Eine gesellschaftliche Erinnerung

Natürlich erinnern Sie sich an das Sommermärchen 2006. Fußballweltmeisterschaft in Deutschland bei gutem Wetter mit tollen Spielen. Nie vorher gab es so viele schwarz-rot-goldene Fahnen und gleichzeitig präsentiert sich das Land als weltoffener, großzügiger Gastgeber. Sogar der Einzug ins Endspiel wird verpasst und man überlässt den Titel den Italienern. Viele Deutsche sind überrascht über so viel Willkommenskultur, Gastfreundschaft und Lust auf Buntheit.

Und dann das Sommermärchen 2015. Nach monatelangen Hiobsbotschaften aus dem Mittelmeer, von der Insel Lampedusa und von den anderen Fluchtrouten, nach quälenden europäischen Debatten über eine Perspektive für die Flüchtlinge öffnet Deutschland seine Grenzen. Auf dieses „Refugees welcome“ reagiert die Zivilgesellschaft mit einem Engagement, wie es das in der Nachkriegsgeschichte des Landes nie gegeben hat. Menschen begrüßen die Flüchtlinge an den Bahnhöfen, man versorgt sie mit dem Nötigsten, begleitet sie bei den ersten Schritten im fremden Land, organisiert Sprachkurse und diskutiert, schließt sich zusammen und packt an. Hier übersetzt eine Zivilgesellschaft die viel diskutierten europäischen Werte in sehr konkrete Taten. Aber, hier lernt ein Land auch das, was es für

die Zukunft an vielen Stellen so dringend benötigt: Solidarität, Leben in Vielfalt und Teilen! Hier kommt eine Gesellschaft aus der Langeweile und Ichbezogenheit heraus und findet ein spannendes Projekt. In den Medien werden in diesen Monaten jeden Tag eindrucksvolle Beispiele für zivilgesellschaftliches Engagement gezeigt.

Auch die Kirchen und die Pfarreien erwachen zu neuem Leben. Sie überwinden die jahrelange Selbstbeschäftigung mit Debatten um Pfarreistrukturen, Sparvorgaben, Immobilien Themen und den sonntäglichen Gottesdienstzeiten, die sie schon begonnen hatten für das Wesen der Kirche zu halten und wenden sich den Menschen zu. Sie bekommen neu eine Ahnung, was gemeint ist mit der großen Rede vom Weltgericht in Mt 25: „Ich war hungrig, ich war durstig, ich war fremd ...“

Der Autor hat in den Monaten für seine oft etwas provokativ formulierte Aussage „Flüchtlinge retten katholische Kirche!“ überraschenderweise viel Zustimmung erhalten.

Im Spätherbst dann der Kurswechsel: Das Schließen der europäischen Außengrenzen ist der einzige Konsens einer gemeinsamen europäischen Flüchtlingspolitik. Seitdem diskutieren die Medien wieder andere Themen. Etwa das Erstarken der AfD, das insbesondere durch den Streit zwischen den beiden christlichen Parteien befördert worden ist. Kaum jemand wird davon ausgehen, dass man die Situation des Sommers hätte beliebig lange fortsetzen können. Befremdlich bleibt es schon, dass es seitdem kaum eine Debatte gibt über die Tatsache, dass weltweit über 60 Millionen Menschen auf der Flucht sind und auch nicht über eine Ausweitung der legalen Ein- und Zuwanderungsmöglichkeiten nach Deutschland.

2. Lernen aus Erfahrung mit den Flüchtlingen

Auch jenseits der flüchtlingspolitischen Debatte lohnt sich ein Rückblick auf dieses

Jahr 2015 unter dem Fokus der Erfahrungen mit Freiwilligenarbeit, ehrenamtlichem Engagement und Zivilgesellschaft. Dazu nur kurz einige Aspekte:

- Viele Menschen sind sehr engagementbereit, wenn sie konkrete Aufgaben sehen, die bewältigt werden müssen. Wenn diese Aufgaben durch gesellschaftliche Verantwortungsträger und mediale Aufmerksamkeit wertgeschätzt werden, hat dies eine sehr verstärkende Wirkung.
- Die Debatte um das Verhältnis von „altem“ Ehrenamt und „neuem“ Freiwilligenengagement fand nicht mehr statt. Viel mehr gab es einen Mix aus etablierten Gruppen und Organisationen, vielen fliegenden Helferinnen und Helfern, die sich über die neuen Medien organisierten und viel Selbstorganisation in den lokalen Netzwerken.
- Für die lokalen Netzwerke spielten die Wohlfahrtsverbände und ihre Gruppierungen eine wichtige Rolle. Mit ihrer Organisationskompetenz konnten sie wertvolle Stabilisierungen schaffen. Ohne die Wohlfahrtsverbände wäre der Staat rettungslos überfordert gewesen.
- Die beiden großen Kirchen in Deutschland verfügten mit Caritas und Diakonie über eine sehr professionelle und engagierte Ressource in der Arbeit mit Asylsuchenden und Flüchtlingen, auf die sie zurückgreifen konnten.
- Gerade in der ersten Phase hat es sehr an Unterstützung und Koordination gefehlt. Die Frage, wie die Ehrenamtsarbeit lokal noch besser koordiniert werden kann, ohne ihre Freiheit zu gefährden, muss weiter bedacht werden.
- Lokale Netzwerke haben sich sehr erweitert und entwickelt. Die Kirchengemeinden und kirchlichen Gruppen kooperierten mit vielen anderen Akteuren – im ökumenischen Zusammenspiel mit anderen Gemeindegruppen aber auch in einem „Netzwerk der Gutmenschen“¹.
- Viele staatliche Stellen sind zur Höchstleistung aufgelaufen. Sie haben sich bemüht um unkonventionelle Regelun-

gen und hohe Flexibilität. Aber, es sind auch die Grenzen deutlich geworden in der Zusammenarbeit mit der Zivilgesellschaft. Man wollte gern das Engagement unterstützen. Aber, lange hat es gedauert, berufliche Ressourcen zur Verfügung zu stellen für eine bessere Organisation der Zivilgesellschaft. Und vielleicht noch länger für den Transfer kleiner Geldbeträge an die Ehrenamtlichen und Freiwilligen. In Niedersachsen diskutieren wir immer noch die Probleme der Vorgaben durch Haushaltsordnungen und Rechnungshöfe.

Es lohnt sich gesellschaftlich, aber auch innerkirchlich, zu einer Reflexion dieser Erfahrungen zu kommen. Gesellschaft und Kirchen bietet sich hier ein spannendes Lernfeld.

3. Nur einige Erfahrungen aus dem Bistum Hildesheim

Das Bistum Hildesheim ist in seiner Identität stark geprägt durch die Erfahrungen von Flucht und Vertreibung. Nach dem 2. Weltkrieg erhöhte sich die Zahl der Katholiken von 250.000 auf 750.000. Zwei Drittel der Bistumsangehörigen haben also einen kriegsbedingten Migrationshintergrund.² Das Grenzdurchgangslager Friedland steht für diesen Teil der Bistumsidentität. Nach der Eröffnung am 20. September 1945 werden im ersten Vierteljahr weit über 500.000 Flüchtlinge und Evakuierte gezählt. Von Beginn an engagieren sich das Bistum Hildesheim und die Caritas im Grenzdurchgangslager. Dieses Engagement währt nunmehr über 70 Jahre. Über 4,5 Millionen Menschen sind in dieser Zeit in Friedland angekommen. Flüchtlinge und Evakuierte, Heimkehrer aus der Kriegsgefangenschaft, Spätheimkehrer, Deutsche aus Polen und der Sowjetunion, Asylbewerber aus Chile, Boat-People aus Vietnam, Tamilen aus Sri Lanka, irakische Flüchtlinge usw. machen diesen Ort Friedland zu einem Ort von so zentraler Bedeutung. Das Bistum Hildes-

heim ist also ein Flüchtlingsbistum. Auch die erste Generation hat durch Volkswagen, durch Werften und Fischereiindustrie erhebliche Spuren im Bistum hinterlassen. Seit fast 60 Jahren unterhält der Caritasverband für die Diözese Hildesheim im Bistum Hildesheim Sozialdienste für ausländische Mitbürgerinnen und Mitbürger.

Aber auch politisch haben sich Bistum und insbesondere der Diözesan-Caritasverband für Asylsuchende und Flüchtlinge engagiert. Etwa in den politischen Auseinandersetzungen über eine Flüchtlingspolitik, die auch die humanitären Aspekte in ausreichendem Maße berücksichtigt. Der Streit um die Härtefallkommission in Niedersachsen, der bundesweite Beachtung gefunden hat, sei hier erinnert.

Gerade in den Jahren 2015 und 2016 hat sich das Engagement vieler Pfarreien und kirchlicher Organisationen sehr intensiviert. In großer ökumenischer Verbundenheit mit Engagierten aus anderen christlichen Gemeinden arbeiten Pfarreien und Initiativen zusammen. Sie sind beteiligt an örtlichen runden Tischen und lokalen Initiativen. Einige Pfarreien und kirchliche Einrichtungen sind im Bereich Wohnraumbeschaffung tätig.

Das Engagement im Bereich der Flüchtlingsarbeit des Bistums ist sehr dezentral aufgestellt. Das passt zum konzeptionellen Ansatz der lokalen Kirchenentwicklung, den das Bistum seit einigen Jahren verfolgt. Die Kirchengemeinden, die Caritas vor Ort, die Einrichtungen – das sind die wichtigen Akteure. Von Seiten des Bistums werden sie ermutigt, beraten und unterstützt, wo immer das möglich ist.

Schon im Frühjahr 2015 wurde ein Nothilfefonds für Flüchtlinge geschaffen, mit 800.000 Euro für die ersten beiden Jahre ausgestattet und vom Caritasverband verwaltet. Mittlerweile ist die Fortsetzung des Fonds für die Jahre 2017- 2020 beschlossen. Einen Schwerpunkt bildete zunächst die personelle Aufstockung der Flücht-

lingssozialarbeit in 14 Caritasverbänden. Damit waren die Dienste im Bistum schon vor den großen Flüchtlingszahlen gut aufgestellt insbesondere für die Begleitung der Ehrenamtlichen, aber auch für die Gewinnung von Sprachmittlerinnen und Sprachmittlern.

Ein zweites Feld des Fonds ist die Einzelfallhilfe. Hier geht es ganz besonders um aufenthaltsrechtliche Fragen und um Familienzusammenführungen. Oft Themen mit vielen Hürden und Hindernissen.

Das dritte Feld sind bis heute 80 Kleinprojekte und Initiativen mit einer Förderung bis zu 5.000 Euro. Diese sind ein Indikator für das vielfältige Engagement und für den Ideenreichtum an vielen Orten des Bistums. Viele und vielfältige Projekte gibt es hier: kleine und große Sprachkurse, Begegnungscafés, Begleitung von Familien und Einzelpersonen bei Behördengängen und beim Einleben in den Alltag in Deutschland. Projekte, bei denen jugendliche Flüchtlinge und Jugendliche aus Deutschland miteinander Fahrräder gesammelt und repariert haben oder eine Holzwerkstatt einrichten. Das führt zu guten Begegnungen, verbessert die Mobilität der jungen Flüchtlinge, schafft Möbel für die erste eigene Wohnung.

4. Kulturelle Mehrsprachigkeit als Lernprojekt für die Kirchen

Wo Menschen in Not geraten, soll es Menschen geben, die ihnen zur Seite stehen und sie unterstützen. Das geschieht in Nachbarschaften, in Gemeinden, in Verbänden und Gruppen immer wieder mit großer Selbstverständlichkeit. Menschen lassen sich auf kulturelle Unterschiedlichkeit ein. Auf Menschen, die anders sind, die erst einmal fremd sind, die irgendwie eine andere Sprache sprechen, denen andere Dinge wichtig sind. Solche Menschen, die sich einlassen auf andere Kulturen, benötigt die Gesellschaft dringend. Sie werden zu Men-

schen, die kulturell mehrsprachig sind, die sich bewegen können in unterschiedlichen Gruppen und Milieus. Gerade auch die Kirchen brauchen solche Menschen. Menschen, die die Buntheit der Gesellschaft als Chance begreifen und nicht als Bedrohung. So wie es für die Zuwanderer Sprach- und Integrationskurse geben muss, könnten Fortbildungen in „Kultureller Mehrsprachigkeit“ für die Willkommensgesellschaft hilfreich und nützlich sein.

Die Pfarreien in Deutschland waren viele Jahre lang sehr fixiert auf die Pfarrfamilie. Man hat sich gekümmert um diejenigen, die zum Kern gehören. Für die wurden Feste ausgerichtet, Pfarrheime gebaut und Aktivitäten organisiert.

Nun lernen Pfarreien nicht zuletzt durch die Herausforderung der Flüchtlinge sich neu auf die Stadtteile und Nachbarschaften zu orientieren, die Fremden und Armen in den Blick zu nehmen und so ihre Identität als Christinnen und Christen neu zu bestimmen. Da, wo einzelne Menschen sich einlassen auf einzelne Menschen, die fremd, anders oder arm sind, kommt es zu spannenden Lern- und Entwicklungsprozessen. Die pensionierte Lehrerin, die einem Flüchtlingskind Deutsch beibringen will und nun Petitionen zum Familiennachzug an den Bundespräsidenten schickt. Die Lesepatin aus der Kindertagesstätte, die zur Integrationslotsin für die ganze Familie geworden ist. Wer in Tuchfühlung mit den Armen lebt, der wird sich anders und engagierter in gesellschaftliche Diskurse einmischen. Ein offener Blick für die gesellschaftliche Not vieler Menschen könnte die Kirchen auch zurückführen in gesellschaftliche Relevanz. Ganz im Sinne der Frage Ulrich Bachs: „Wozu ist die Kirche nütze in Gottes gefährdeter und geliebter Welt?“³ Das treibt Papst Franziskus nach Lampedusa, in die Gefängnisse und bei seinen Reisen immer wieder in die Wohngebiete der Armen.

Achten Sie mal darauf: Ortsangaben sind dem Papst ein wichtiges Anliegen. Vielzi-

tiert sein Wort aus *Evangelii gaudium*: „Mir ist eine „verbeulte“ Kirche, die verletzt und beschmutzt ist, weil sie *auf die Straßen hinausgegangen* ist, lieber, als eine Kirche, die aufgrund ihrer Verslossenheit und ihrer Bequemlichkeit, sich an die eigenen Sicherheiten zu klammern krank ist.“⁴ Über die Straße als Ort der Kirche nachzudenken – das ist eine wirkliche pastoraltheologische und caritastheologische Herausforderung. Vielleicht ist eine solche „Rückkehr in die Diakonie“ (A. Delp) gerade die Chance, in den Kirchen die Leidenschaft der Nachfolge wieder neu zu entdecken.

Die Kirche, ihre Gemeinden und Einrichtungen stehen vor der Herausforderung, angesichts krisenhafter Übergänge ihre Identität neu zu bestimmen. Diese Identität werden sie nicht jenseits der bedrängenden und konflikthaftern Lebenslagen an irgendwelchen privilegierten Orten der Gotteserkenntnis finden, sondern mitten in den Auseinandersetzungen mit den gesellschaftlich brennenden Fragen. Die Kirche ist nicht um ihrer selbst willen da. Sie soll Gottes Wirklichkeit bezeugen – gerade bei den Bedürftigen. Das erfordert Umkehrprozesse in ihren eigenen Kernbereichen. Aus Verdrossenheit und Kleinglaube kommt man am besten heraus, wenn man sich lohnenden Aufgaben zuwendet.

Anmerkungen:

- ¹ Ich gebrauche diesen Begriff bewusst. Seine Diffamierung führt m.E. zu einer Diffamierung eines wichtigen Motivs des sozialen Engagements: nämlich Gutes tun zu wollen.
- ² Vgl. zum folgenden auch: Marcus, H.-J.: Flüchtlinge bewegen – die Kirche und ihre Caritas, in: *Diakonia* 3/2016, 169–175.
- ³ Bach, U.: *Heilende Gemeinde? Versuch einen Trend zu kompensieren.* Neunkirchen-Vluyn 1988. hier: Vorwort.
- ⁴ Papst Franziskus: *Die frohe Botschaft Jesu.* Aufbruch zu einer neuen Kirche, Ziffer 49. Leipzig 2014, 34.

Bärbel Ackerschott

Die Wüste als Ort der Gotteserfahrung

oder „Die Spiritualität des Notels“

Immer, wenn ich nach der Spiritualität des Notels (Notschlafstelle und Krankenwohnung für obdachlose Drogenabhängige) gefragt werde, kann ich nur antworten, dass unser diakonisches Tun und das gemeinsame Gebet unsere Spiritualität sind.

Ich möchte von Fritz erzählen, damit deutlich wird, wie unser Alltag aussieht.

Im März letzten Jahres starb Fritz im Alter von 46 Jahren auf der Intensivstation des Hildegardis-Krankenhauses. Er wurde bewusstlos in einem Parkhaus gefunden. Er war ein Notel-Urgestein. 1991 wurde er zum ersten Mal in der Notschlafstelle aufgenommen und war seitdem immer wieder Übernachtungsgast und Kranker in der Krankenwohnung. Wir begleiteten ihn 25 Jahre bei Gefängnisstrafen und Therapieversuchen.

Wir haben Fritz in seinen unterschiedlichen Lebensphasen ernst genommen, ihn im Gefängnis nicht allein gelassen, ihn regelmäßig besucht und er konnte seine Paketmarken ins Notel schicken. War er im Krankenhaus, haben wir seine Schmutzwäsche geholt und gewaschen. Ging er immer wieder in Entgiftung und Therapie, um zu versuchen, von den Drogen wegzukommen, haben wir ihn mit Briefen und Besuchen unterstützt. War er in Köln auf der Straße, hat er bei uns übernachtet, wir haben ihm zugehört und zu Essen gegeben, seine Wäsche gewaschen und ihn auch unter die Dusche geschickt. Hat er sich nicht an die Regeln gehalten, musste er für eine Nacht draußen bleiben. Dann war es wichtig, ihm

zu vermitteln, dass es um sein Fehlverhalten und nicht um seine Person ging, dass unsere Beziehung zu ihm nicht in Frage steht. Und wir haben für ihn gebetet.

Als er starb waren wir traurig und erleichtert zugleich. Sein Kampf hatte ein Ende, die Quälerei war vorbei. Wir haben für ihn und mit ihm eine Auferstehungsmesse gefeiert im Vertrauen darauf, dass das, was sich hier in seinem Leben nicht entfalten konnte, sich jetzt in der Ewigkeit entfalten darf.

Fritz steht beispielhaft für jährlich ca. 120 Gäste.

Viele empfinden unsere Arbeit, die absichtslose Gastfreundschaft, als hoffnungslos. Wir können niemanden retten, vor allem nicht gegen seinen Willen. Erfolg definiert sich für uns so, dass wir Verwahrlosung verhindern und unseren Gästen einen Raum der Ruhe geben. Sie sind so akzeptiert, wie sie sind, auch und gerade mit ihrer Sucht. Pater Libermann, der Gründer des Ordens der Spiritaner, spricht vom „Warten auf den Augenblick Gottes“. Heil ist von uns nicht machbar, sondern Geschenk. Unsere Gäste sind in der Wüste ihres Lebens und wir sind da, begleiten sie. Unsere Aufgabe ist, dafür zu sorgen, dass sie die Wüste überleben.

Und die Wüste ist der Ort der Gotteserfahrung. Wir sollten mit Achtung von ihr sprechen.

Den „Augenblick Gottes“ erleben wir immer dann, wenn jemand die Verantwortung für sein Leben übernimmt und handelt, versucht, Schritte in Richtung Lebensentfaltung zu tun. Das sind kleine Dinge wie regelmäßige Körperhygiene oder der Vorsatz, keinen Tabak mehr zu klauen. Es sind aber auch große Schritte wie der Weg in Entgiftung und Therapie.

In der Wüste macht Israel die Erfahrung, dass Gott mit ihm im Bunde ist. Er ist der „Ich bin da“. So versuchen wir, bei den Dro-

genabhängigen zu sein und die Hoffnung auf das verheißene Land, ein Leben ohne Drogen, nicht aufzugeben. Hoffnung heißt konkret, dass das, was sich in diesem Leben nicht entfalten kann, sich in der Ewigkeit entfaltet. Nur so ist für uns der Tod von den meist jungen Menschen aushaltbar.

Es ist für uns schon fast überlebenswichtig, mit dem Herrn im Gespräch zu sein. So hat das gemeinsame Gebet im Notel seinen festen Platz. Das Gebet macht den Kopf frei für's Engagement und das Engagement ist vom Gebet getragen. Wir erleben das Gebet als entschleunigendes Element, das entlastet und erdet. Durch das Gebet können wir bei den Menschen sein, bei den Privilegierten des Herrn, weil die Abgabe an die göttliche Dimension das Engagement tragbar macht.

Wir beten Vesper, Laudes und Komplet. Diese ritualisierte Form ist in ihrer Routine für uns Erleichterung und Herausforderung. In der Komplet beten wir namentlich für alle Gäste und Kranken im Haus. Wir gehen entspannter in die Nacht, wenn wir sie dem Herrn anvertraut haben, eine Form von Psychohygiene, und es ist Ausdruck unseres Glaubens.

Zentrum ist für uns neben dem Gebet die Eucharistie als ein entscheidend nährendes Element. Wir feiern denselben Christus in Eucharistie und Diakonie. Es ist derselbe Christus, dem wir in der Messe begegnen und anschließend beim Abendessen mit den drogenabhängigen Gästen. Spiritualität bedeutet auch das Ringen um Einheit von Diakonie und Liturgie.

Beim Schriftgespräch erleben wir immer wieder die Einladung des auferstandenen Herrn zu Entschiedenheit und Mut, allem zu trauen, was der Lebensentfaltung dient. Es geht um Rückkoppelung ans Evangelium und das Leben. „Was will der Geist mir heute in meiner Lebenssituation mit diesem Text sagen?“ Wir wollen uns in Frage stellen lassen durch das Wort und enga-

giert bei den Menschen sein. Die Bibel ist das Fundament.

Manchmal nimmt uns einer unserer Gäste mit in die Wüste seines Lebens. Es ist eine wunderbare Erfahrung, dass Vertrauen gewachsen ist. Es beeindruckt und lässt stille werden, was manche Menschen mit sich durchs Leben tragen. Als wir 1990 mit dem Notel begannen, haben wir gesagt, dass wir im Gebet unsere Gäste vor den Herrn bringen. Welche Arroganz! Heute wissen wir, dass sie mehr beim Herrn sind als wir, denn sie sind seine Privilegierten, ob es uns passt oder nicht. Unsere Gäste zwingen uns schon fast, die Nähe zum Herrn zu suchen, um das Elend aushaltbar zu machen. Diesen Dienst tun sie an uns ohne darum zu wissen.

In 26 Jahren Notel durften wir lernen, über die Kraft des Lebens zu staunen, ein Leben, das über den Tod hinausgeht. Wir sind mit den Drogenabhängigen auf dem Weg, der kein einfacher ist. Auf diesem Weg gehören Diakonie und Liturgie zusammen. Das ist unsere Spiritualität.

Reiner Nieswandt

Abschied vom „Konsumchristentum“

Ein Gedankengang¹

Annähern

Ein von mir hochgeschätzter Denker, Ivan Illich (+ 2002), hat bereits vor über vierzig Jahren auf die Kehrseiten der modernen Dienstleistungsgesellschaften hingewiesen: Schulen versprechen Bildung, das Transportwesen Mobilität; die Medizin (zusammen mit der Pharmaindustrie) verspricht Gesundheit, soziale Einrichtungen bieten Unterstützung und Hilfe für Benachteiligte. Dieses – für das „christliche Abendland“ signifikante – Phänomen betrifft nicht mehr nur die westlichen Industriegesellschaften in Europa und Nordamerika, sondern ist mittlerweile global fast durchgängig anzutreffen.

Die Kehrseite der Dienstleistungsgesellschaften ist, dass Menschen, die sie in Anspruch nehmen (bzw. nehmen müssen), Gefahr laufen, dadurch entmündigt und in einen Zustand der Passivität gebracht zu werden, mitunter sogar das Gegenteil der in Aussicht gestellten Wirkungen erreicht wird. So sind viele kaum in der Lage, in der Schule das zu lernen, was sie wirklich interessiert oder für das Leben brauchen² oder auf die bewährten (und preiswerten) Überlieferungen der Volksmedizin zurückzugreifen, zumal wenn diese von den Fachleuten diskriminiert werden. Man ist „automobil“ (wörtlich: „selbstbeweglich“), aber steht im Stau; Hilfsbedürftige bleiben ein Leben lang mitsamt ihren Nachkommen Empfänger von Unterstützungsleistungen und können keine Selbstverantwortung entwickeln.

Dienstleistungsgesellschaften versprechen ihren Mitgliedern Leistungen, die auf Dauer nur mit sehr hohem materiellem, finanziellem und personellem Aufwand zu erbringen sind. Immer bleibt noch ein unerfüllter Rest, so dass zum einen die Dienstleister – zumal, wenn sie ihrer Tätigkeit aus vorwiegend ideellen Gründen nachgehen – dauerhaft überfordert sind und auf der anderen Seite die Dienstleistungsempfänger immer wieder aufgrund nicht hinreichender Leistungen enttäuscht werden.

Anschauen

Ein Gedanke, der mich seit geraumer Zeit beschäftigt, ist: Bereits seit vormoderner Zeit gibt es in der abendländischen Welt mit der katholischen Kirche eine besonders ausgeprägte „Dienstleistungsgesellschaft“. Diese bietet ihren Mitgliedern, insofern sie gläubig sind und sich bereitwillig auf alle Bedingungen einlassen, ein umfassendes Heilsversprechen: „Rundumversorgung“ von der Wiege (Taufe) bis zur Bahre (kirchliche Beisetzung) mit Begleitung und Anleitung bei allen wichtigen Lebensstationen dazwischen. Diese alle Aspekte christlichen Lebens umfassende „Dienstleistungsgesellschaft“ wurde in ihrer Vollgestalt mit dem Tridentinischen Konzil (1545–1563) geschaffen und über die folgenden Jahrhunderte weiter perfektioniert; sie wirkt bis in unsere Tage.

Mit dem Tridentinum erst³ kam es zur vollständigen Trennung der Aufgabenbereiche von Klerikern und Laien (und zur umfassenden Professionalisierung bei Ersteren), von „Dienstleistern“ und „Leistungsempfängern“, von (Heils-) „Produzenten“ und (Heils-) „Konsumenten“, von „Beitragsempfängern“ und „Beitragszahlern“.

Nun, in „postmoderner“ Zeit, funktioniert diese traditionsreiche „Dienstleistungsgesellschaft“ nicht mehr, jedenfalls im deutschsprachigen Raum, auf den ich mich

hier beziehe. Trotz meist noch sehr guter materieller wie finanzieller Ausstattung fehlt das Personal, und die, die (noch) da sind, fühlen sich, zumal mit Blick auf die absehbare weitere Entwicklung, häufig allein gelassen und überfordert, sowohl von den Ansprüchen der „Konsumenten“ wie von den ideellen Vorgaben, nach denen man vor Jahren zum religiösen „Spezialisten“ ausgebildet worden ist. Die Gefahr des „Burnout“ ist für jeden gegeben, der nicht versucht, sich in erster Linie selbst schadlos zu halten.

Darum ist es jetzt an der Zeit, sich vom über die Jahrhunderte eingeübten „Konsumchristentum“ zu verabschieden und die soziale Gestalt von Kirche in Deutschland gewissermaßen neu zu erfinden.

Bei einem verkrampft-verzweifelten Festhalten an der bisherigen Form sehe ich Gefahren von zwei Seiten, die sich seit Jahrzehnten unversöhnlich gegenüber stehen und auf ihre spezifische Weise ein nicht nur die materiellen, sondern auch geistlichen Ressourcen gefährdendes „Weiter so“ postulieren:

Die „konservative“ Seite hebt Priester und Bischöfe auf einen Sockel der „Heiligkeit“⁴ und erwartet von den klerikalen „Heilsproduzenten“ der „societas perfecta“ (Robert Bellarmin) vor allem (liturgisch-) sakramentale „Dienstleistungen“ zum „heilig machenden“ „Konsum“; dabei nimmt sie den Trend zur „kleinen Herde“ als vermeintliches „Gesundshrumpfen“ billigend in Kauf.

Die „liberale“ Seite vertritt als „Verbraucherschützer“ die Belange des „Kirchenvolkes“ und fordert die „Modernisierung“ der Kirche im Sinne einer Anpassung an andere zeitgenössische Dienstleister. Sie stellt dabei die (Heils-) „Konsumenten“ über die (Heils-) „Produzenten“ und erwartet als „Beitragszahler“ die ihnen zustehenden und von ihnen gewünschten, nicht nur sakramentalen, sondern auch sozialen

Dienstleistungen. Dazu braucht es eine hinreichende personelle Ausstattung, auch mit nichtklerikalem Personal, sowie eine Ausweitung der Zulassungsbedingungen zum Klerus.

Weitergehen

Ein fortgesetztes Verständnis der Kirche als „Dienstleistungsgesellschaft“, egal ob „konservativ“ an der vormodernen „tridentinischen Form“ oder „liberal“ am Erscheinungsbild anderer moderner Dienstleister orientiert, ist nicht mehr zielführend, zumal wenn es sich im fortgesetzten gegenseitigen Kleinkrieg verliert.

Es gilt, einen alternativen Weg zu formulieren, zu dem ich an dieser Stelle einige Ideen („Visionen“) formulieren möchte:

Das gemeinsame Priestertum aller Gläubigen

Ich finde es erstaunlich, dass es fünfzig Jahre nach dem Ende des II. Vatikanischen Konzils brauchte, um das dort formulierte gemeinsame Priestertum aller Getauften und Gefirmten (Lumen Gentium 10) zu entdecken, aber immerhin ist dies schließlich geschehen und durch das Hirtenwort der Deutschen Bischöfe „Gemeinsam Kirche sein“ (2015) wieder aufgegriffen worden. Vielleicht war dieser Zeitraum notwendig, so wie echte geistliche Prozesse immer etwas länger brauchen, um nicht nur in den Köpfen, sondern mehr noch in den Herzen anzukommen, Wurzeln zu schlagen und schließlich zu wachsen.

Träume von Kirche

Eine Kirche der nächsten Zukunft wird darauf verzichten, ihre Glieder gegenseitig zu überhöhen oder zu erniedrigen. Vielmehr werden sich Kleriker und Laien, kirchliche Angestellte und ehrenamtlich Engagierte,

sowie die vielen Suchenden oder passiv Erscheinenden auf Augenhöhe begegnen, um die spezifischen Charismen der bzw. des Anderen zu entdecken. Dies bedeutet den gewiss schmerzlichen Abschied vom „betreuten Christsein“.

Seelsorger(innen) in den von ihren Charismen unterschiedenen kirchlichen Berufsgruppen werden nicht mehr (vor-)moderne Dienstleister(innen), sondern wirkliche Diener(innen) des Wortes Gottes sein nach dem Vorbild Jesu Christi, das sich aus dem gemeinsamen Lesen der Heiligen Schrift zusammen mit anderen Getauften und Gefirmten erschließt und in der Feier der Eucharistie vergegenwärtigt wird.

Die Diener(innen) werden nicht mehr unter einem allgegenwärtigen, geradezu übermächtigen „Müssen“ und „Sollen“ stehen (wie es uns von Herkunft und Ausbildung vielfach vermittelt wurde und zuverlässig in die Überforderung und das Gefühl des Unzureichend-Seins führt), sondern unter dem befreienden „Können“ und „Dürfen“ aus dem Munde des Herrn. Eine der wenigen verbliebenen, dafür umso wichtigeren „Vorschriften“ wird sein, 10% der Arbeitszeit für Neues zu investieren.

Die Professionalität der Seelsorgenden wird dazu eingesetzt werden, die Getauften und Gefirmten zu ermutigen, die weit verbreitete religiöse Sprachlosigkeit zu überwinden und ihre eigene Glaubenssprache⁵ (wieder) zu lernen (Ermöglichungs- und Befähigungspastoral). Getaufte und Gefirmte werden aus ihrem eigenen Charisma suchende Menschen aller Altersgruppen auf den Empfang der Initiationssakramente vorbereiten.

Kirchlich orientierte Nachbarschaftsgruppen („Basisgemeinschaften“, „Hauskirchen“), die sich regelmäßig treffen, miteinander beten und die Heilige Schrift lesen, sich austauschen und für die sozialen wie seelischen Nöte der bzw. des Nächsten achtsam sind, werden an die

Stelle des weitgehend verschwundenen katholischen Vereinslebens treten; sie werden von haupt- und ehrenamtlichen Seelsorgenden als Moderator(innen) begleitet und sind untereinander vernetzt. Bei der Suche nach Gruppenleiter(innen) wird man mehr als früher auf im Gemeindeleben bislang „unverbrauchte“ Gesichter achten.

Eine katholische Kirche, die sich auf diese Weise vom bislang praktizierten und weitverbreiteten „Konsumchristentum“ verabschiedet, wird nicht mangels aller Möglichkeiten untergehen, sondern zur (auch gesellschaftlichen) Avantgarde eines anderen Miteinanders, der von Gott her eine „glänzende“ Zukunft verheißen ist.

Anmerkungen:

- ¹ Dieser Text entstand im Advent 2016.
- ² Für mich ist es immer wieder erstaunlich festzustellen, dass z.B. Schüler, die in der Schule ausgesprochen schwach abschneiden, ohne größere Probleme die Führerscheinprüfung bestehen, offensichtlich, weil die Motivation zum Lernen mit unmittelbar nutzbarem Ergebnis hierbei deutlich attraktiver ist.
- ³ Noch im Mittelalter gab es bspw. christliche Beerdigungsbruderschaften, die den Dienst der Beisetzung als Akt der Barmherzigkeit vor allem für die Armen vollzogen.
- ⁴ Aber wehe, sie entsprechen nicht deren Vorstellungen!
- ⁵ Mir scheint, dass viele die religiöse Sprache als Kinder beherrschten, diese aber auf dem Weg ins Jugend- und Erwachsenenalter verloren ging.

Krankenhausseelsorge im Erzbistum Köln

Eine Standortbestimmung im Jahr der Barmherzigkeit²

Am 12. Mai 2016 fand aus Anlass des 10jährigen Jubiläums der Abteilung Seelsorge und Ethik im Sozial- und Gesundheitswesen des Erzbistums Köln ein Symposium statt: eine Standortbestimmung im Jahr der Barmherzigkeit.

Seelsorger(innen) aus den Bereichen Krankenhaus-, Altenheim-, Hospiz-, Behinderten-, Polizei-, Justizvollzugs-, Feuerwehr- und Notfallseelsorge stellten ihre Tätigkeit vor: Werke der Barmherzigkeit.

Krankenhausseelsorge hat sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend professionalisiert, um in den Häusern mit den anderen dort Berufstätigen zugunsten der Patienten zusammenarbeiten zu können und auch den Auftrag der Mitarbeiterseelsorge und des Förderns ethischer und spiritueller Kompetenz der Krankenhaus-Mitarbeiter ausfüllen zu können.

Von der Zahl der Hauptamtlichen Pastoralen Dienste ist dies der größte der sogenannten kategorialen Seelsorge im Erzbistum Köln.

Krankenhausseelsorge kommt mit Menschen aller Gesellschaftsebenen, kirchlichen und nichtkirchlichen, Angehörigen anderer Religionen und „Ungläubigen“ in zentralen Krisensituationen schwerer Erkrankung in Kontakt. Sie erfüllt damit vorwiegend einen diakonisch-seelsorglichen Auftrag, kommt ins Gespräch mit den Erkrankten über Sinn- und Glaubensfragen, feiert den Glauben am Krankenbett und in

den Krankenhauskapellen. Sie wird dabei unterstützt von Ehrenamtlichen Diensten, Kommunionhelfern, Besuchsdiensten ...

Hier sollen nun Aspekte von Krankenhausseelsorge beschrieben werden, die weniger bekannt sind als der Besuch am Krankenbett – weniger bekannt, weil Krankenhausseelsorge innerhalb der Krankenhäuser wirkt, wenig spektakulär wahrnehmbar in der Öffentlichkeit ist und den intimen Rahmen der persönlichen Begegnung wahr.

1. Einführung

Krankenhausseelsorge ist selten spektakulär. Sie vollzieht sich im „wuseligen“ Alltag der Institution Krankenhaus, wenig sichtbar für die Öffentlichkeit. Sie wahr den intimen Raum persönlicher Begegnung.

Das klassische Gespräch des Seelsorgers am Patientenbett ist vielen Menschen vorstellbar, wenn es um Krankenhausseelsorge geht. Wir wollen heute Ihr Augenmerk vor allem lenken auf einige Aspekte unserer täglichen Arbeit, die weniger bekannt sind, sich aber in den letzten Jahrzehnten zunehmend mit eigener Dynamik entwickeln.

Wir beschreiben die Tätigkeiten in unseren Krankenhäusern verschiedener Trägerschaft aus unserer je eigenen persönlichen Erfahrung und Sichtweise.

2. Umgang mit Eltern bei Fehl- und Totgeburt

*„Es geschieht,
dass eine kleine Seele die Erde nur streift.
Ihr Ankommen und Gehen fallen in eins.
Ihr kurzes Verweilen ist nicht umsonst,
denn diese kleine Seele verändert ihre Umgebung.
Sie hinterlässt Spuren in den Herzen derer,
die sie erwartet haben.
Mögen diese Spuren in lebendige Zukunft führen.“*

Mit diesen Worten leite ich die Segnung eines fehl- oder totgeborenen Kindes ein. Fehl- und Totgeburten gehören zum Erleben in jeder Geburtshilfe und Gynäkologie.

Die klinisch-raschen Abläufe lassen wenig Raum und Zeit für innere Prozesse, für Abschiednehmen und Trauern. Krankenhausseelsorge hilft, Betreuungskonzepte mit den anderen Professionen zusammen zu entwickeln, die der Trauer Rechnung tragen und auch Krankenhausmitarbeitern Unterstützung bieten für diese nicht alltägliche Situation.

Vor der zwölften Woche ist es ein kurzer, ambulanter Eingriff. Wenn die Schwangerschaft über die ersten zwölf Wochen hinaus gereift ist, wird eine Geburt eingeleitet. Ohnmacht und Schmerz sind groß, viele Eltern wollen das alles schnell hinter sich bringen.

Das betreuende Personal weiß: Sie werden der Trauer nicht entkommen. Und es wird ihnen besser tun, den Schmerz nicht zu sehr zu vermeiden, sondern sich ihm schon im Geburtsprozess zu stellen. Die jungen Eltern können diese Erfahrung mit der Trauer nicht haben. Sie werden darauf vorbereitet, ihr Kind anzuschauen. Das Kindchen wird gebettet in ein Moses- Korbchen. Fotos werden gemacht, Hand- und Fußabdrücke zum Mitnehmen nach Hause.

Eltern wird die Segnung ihres Kindes angeboten, dabei wird die Regenbogenkerze entzündet:

*Symbol der Verbindung von Himmel und Erde,
Gottes ewigem Bund mit uns Menschen.*

In nicht-konfessionellen Krankenhäusern erleben Seelsorgerinnen die belastenden Situationen, wenn Eltern sich wegen der vorgeburtlichen Diagnose einer Behinderung zu einer Spätabtreibung entschließen.

Die Lehre der Kirche lehnt diese Entscheidung ab. Die den Betroffenen zugewandte pastorale Haltung ringt in der Begleitung um die Würde des Kindes und der Eltern in ihrer Tragik und Trauer.

Seelsorgerinnen unterstützen in den Kliniken das Organisieren von Sammelbestat-

tungen für die Fehl- und Totgeburten. Sie treffen die Eltern bei der Bestattungsfeier wieder.

Junge Eltern erleben sich dort in der Gemeinschaft anderer Eltern. Und sie erhalten spirituelle Unterstützung im Glauben, der ihnen manchmal fremd ist, für viele aber eine tröstliche Perspektive bietet: Das Leben ihres Kindes bleibt nicht verloren. Es ist geborgen in der Hand Gottes. „Sternenkinder“ werden sie liebevoll genannt. Die Trauer wird in jedem wach, der diesen Prozess aufmerksam begleitet. Hier braucht es Gespräche auch mit den Mitarbeitern des Krankenhauses, Würdigung von Engagement – und Trost.

Ruth Hermanns

3. Feier der Liturgie im Krankenhaus

Die Feier der Liturgie im Krankenhaus umfasst den wöchentlichen Gottesdienst und die Feiern von Krankenkommunion, Krankensalbung, Sterbesegen und Segnung von Verstorbenen. Das Patientenzimmer setzt einen pastoral ungewohnten Rahmen, da die Wenigsten in Einzelzimmern untergebracht sind. Der Seelsorger hat die Privatsphäre aller zu berücksichtigen und soll sich dennoch jedem einzelnen ganz persönlich zuwenden. Außerdem muss mit plötzlich auftretenden Störungen und Unterbrechungen durch Mitpatienten, Ärzte oder Pflegende gerechnet werden.

In manchen Häusern ist es üblich, die Angehörigen von Verstorbenen liturgisch und pastoral durch Gedenkfeiern zu unterstützen: pastoral sinnvolle und notwendige Möglichkeit zur Begegnung, zum Austausch und zur persönlichen Standortbestimmung im Kontext des Trauerprozesses.

Ebenso finden Gedenkfeiern für verstorbene Mitarbeiter(innen) statt, die mit deren Kolleg(inn)en zusammen gestaltet werden. Mitarbeiter würdigen den/die Verstorbene



© Mutzberg, Helios Klinikum Wuppertal

und drücken ihren Schmerz aus. Momente, in denen auch mal ein OP gesperrt wird, eine Sprechstunde geblockt – kurzer Freiraum für menschliches Miteinander und spirituelles Erleben.

Eine Besonderheit für die Seelsorge an manchen Unikliniken sind Verabschiedungsfeiern für Menschen, die ihren Körper medizinischen Zwecken zur Verfügung gestellt haben:

- Möglichkeit für die Hinterbliebenen, sich von ihren Angehörigen in einem liturgischen Rahmen zu verabschieden.
- Möglichkeit für die Medizinstudenten, durch ihre Mitgestaltung, Respekt und Dankbarkeit gegenüber den verstorbenen Körperspendern auszudrücken.

In der Kinderklinik bedeutet Liturgie, dass die für Kinder wichtigen Feste des Jahreskreises sinnfällig in deren Klinikalltag integriert werden.

Beim Gottesdienst am Heiligen Abend oder beim Martinszug über die Stationen holen wir ein Stück der Lebenswelt der Kinder von draußen in die Klinik herein und

ermöglichen gleichzeitig die Erfahrung der spirituellen Dimension unseres Daseins für Kinder, Eltern und Krankenhausmitarbeiter(innen).

Quirin Sailer

4. Rufbereitschaft – Sterbebegleitung

Das ist noch gar nicht so lange her, dass sich Klinikseelsorge bemühte, eine 24 Stunden-Rufbereitschaft im Krankenhaus zu garantieren. Oftmals unterstützt durch den Pfarrklerus im Dekanat, in dessen Gebiet das Krankenhaus lag. So war es möglich, auch nachts Menschen in akuten Krisen- und Sterbesituationen zu begleiten, und, falls gewünscht, die Krankensalbung zu spenden und Angehörige zu unterstützen.

Auch wenn dieser Anspruch bezogen auf die Sakramentspendung seitens der Kirche formal noch besteht – die Zeiten sind vorbei. De facto gibt es eine nächtliche priesterliche Rufbereitschaft aus bekannten Gründen nicht mehr. Und weil es nächstens nichts anderes gab als die priesterliche Rufbereitschaft, kommt also im Sterbefall

nachts gar keiner mehr. Ausnahmen bestätigen hier die Regel. Hier gibt es dringenden Klärungsbedarf.

Warum? Weil es kaum eine wichtigere Aufgabe von Kirche gibt, als Menschen in akuten Krisensituationen und ganz besonders im Sterben zu begleiten. Das kann im konkreten Fall bedeuten, die Krankensalbung zu spenden. Es würde aber die unterschiedlichen Bedürfnisse von Menschen in Krisen- und Sterbesituationen verkennen, wollte man den Wunsch nach seelsorglicher Begleitung und Unterstützung allein auf die Sakramentenspendung reduzieren.

Zukunftsweisend wäre, wenn Kirche eine seelsorgliche Begleitung in Sterbesituationen rund um die Uhr gewährleisten könnte. Im Krankenhaus. In der Pfarrei. In Alters- und Pflegeeinrichtungen. Das ist eine enorme Herausforderung. Weshalb man das Spektrum möglicher Lösungsansätze auf keinen Fall auf das Bekannte reduzieren sollte.

5. Interprofessionalität

Eine Aufgabe klinischer Seelsorge ist die Teilnahme an multiprofessionellen Besprechungen mit Ärzten und Pflegekräften, Therapeuten und Sozialarbeitern, Juristen und Medizinethikern. Eine besondere Herausforderung in solchen Gesprächen ist die Bereitschaft und Fähigkeit, sich in einen primär medizinisch-therapeutischen oder medizinisch-ethischen Diskurs einzubringen. Das setzt ein Mindestmaß an Verständnis und eine Sprachfähigkeit in den diskutierten Themenfeldern voraus.

Als Beispiel sei hier die sogenannte Ethikvisite auf der internistischen und hämatologisch-onkologischen Intensivstation der Universitätsklinik Köln genannt.

Die Aufgabe von Seelsorge ist dabei eine doppelte: nämlich die psychisch-seelische Dimension des Patienten einzubeziehen und die Situation gemeinsam mit der Ethikberaterin unter medizin-ethisch relevanten Aspekten mit Ärzten und Pflegekräften zu diskutieren.

In den allermeisten Fällen geht es dabei um die Frage einer für den konkreten Patienten ethisch akzeptablen Behandlung am Lebensende. Dort, wo es eine solche Gesprächskultur institutionell nicht gibt, ist Seelsorge dennoch zu interprofessioneller Kommunikation aufgefordert.

Die Würde eines sterbenden Patienten erfordert es bisweilen, einen kritischen Hinweis zu geben. Und manchmal braucht es auch die Bereitschaft, mit den behandelnden Ärzten in Konflikt zu gehen.

Jochen Wolff

6. Mitarbeiterseelsorge

Eine Mitarbeiterin in einer Chemoambulanz erlebt während ihrer ersten Arbeitswochen dort die Erkrankung ihrer Mutter an Krebs. Sie kommt zur Seelsorgerin, um sich auszusprechen und zu überlegen, wie sie mit dieser Belastung umgehen kann. Sie legt sich einen von ihrer Mutter geschenkten Engel in die Arbeitstasche als Unterstützung. Sie kommt wieder zu Gesprächen, als ihre Mutter an dieser Erkrankung stirbt. – Das Seelsorgebüro wird zum Ort ihrer Tränen, einmal wöchentlich, vier Wochen lang, gleich nach ihrem Dienst.

Mitarbeiter kommen zu Seelsorgern in persönlichen Krisen. Sie kommen auch, um schwierige Situationen auf Station oder in den Funktionsbereichen „nachzuverdauen“: schwere Geburten, Versterben von Patienten, Konflikte im Team.

Für und mit Mitarbeitern des Krankenhauses werden auch besondere Gottesdienste gestaltet: z.B. beim Patrozinium oder bei Beginn und Abschluss der Krankenpflegeausbildung.

Seelsorge gestaltet mit Mitarbeitern die Einsegnung neuer Klinikbereiche, bietet Einkehrtage an, Texte für den Monat, Adventskalender ...

7. Mitwirken in der Aus- und Fortbildung von Krankenhausmitarbeitern

Krankenpflegeschulen haben im Curriculum seelsorgebezogene Themen, z.B. „Umgang mit Sterben, Tod, Trauer“.

Hier können Unterrichtseinheiten auch als Mehrtagesseminare gestaltet werden zur

- Beschäftigung mit der letzten Lebensphase eines Patienten - auch mit der spirituellen Dimension ihres Erlebens in dieser Phase.

In der Innerbetrieblichen Fortbildung (IBF) beschäftigen sich Pflegende und andere interessierte Berufsgruppen mit Themen wie: „Abschied nehmen im Stationsalltag. Gespräche mit Patienten nach der Diagnoseeröffnung., etc.“

In PJ-Ethikseminaren reflektieren Medizinstudenten in ihrem praktischen Jahr vor der Abschlussprüfung ethische Problemsituationen, die ihnen auf Station begegnen. Themen sind dann: „Das Überbringen schlechter Nachrichten. Kriterien für Behandlungsbegrenzung. Der gute Arzt.“

Ein Oberarzt sagte mir neulich, noch immer sei ihm das PJ-Seminar vor acht Jahren vor Augen, als er erstmals begriffen habe: Keine noch so gute sprachliche Übermittlung kann aus einer schlimmen Diagnose eine bessere machen; dass er nur versuchen könne, sie nicht noch schlimmer zu machen durch ungeschicktes Verhalten. Und dass er dem Patienten die Wahrheit zumute, nicht um ihn zu belasten, sondern damit der seine Entscheidungen treffen kann.

Ruth Hermanns

8. Seelsorge-Konzeption

Seelsorge arbeitet zunächst auf einer persönlichen Beziehungsebene, schafft Kontakte zu Patienten in existentiellen Situationen und zum betreuenden Personal.

Damit ist das Krankenhaus ein Ort, an dem Menschen sich für die spirituelle Dimension ihres Seins öffnen können und öffnen. Gleichzeitig ist das Krankenhaus ein Ort rascher, hochfunktionaler, medizinischer und technischer Abläufe, die stark den Gesetzen der Ökonomie unterworfen sind.

Seelsorge ist im Zwischenraum dieser Welten unterwegs. Seelsorgerinnen und Seelsorger bewegen sich einerseits im Regelwerk der Organisation. Sie müssen sich in die Abläufe einbinden, Zuständigkeiten regeln, in Patienten- und Mitarbeiterbrochüren sich und ihre Arbeit bekanntmachen.

Im Wissen um eine andere Herkunft des Menschen, bewahren sie aber mitten in diesem Regelwerk gleichzeitig das Erleben des Andersseins. Sie bringen die Dimension des Menschen zur Sprache, die in diesem Regelwerk nicht selten verloren zu gehen droht.

Mit ihrer Aufmerksamkeit für das, was die Menschen existentiell erfahren, bieten Seelsorger ihnen Resonanz für die spirituelle Dimension ihres Daseins, für Leid und Verzweiflung und Tod - für Hoffnung, für Sinn, für die Kostbarkeit des Lebens.

Wenn Seelsorger ihren Blick auf diese Dimension im Krankenhaus zur Verfügung stellen, unterstützt das die anderen Sorgenden, auch diesen Blick in sich zu bewahren und sich weiter vom Schicksal der einzelnen Menschen berühren zu lassen und sie zu unterstützen auf ihrem Lebensweg.

Sie folgen der Aussage und Weisung aus Gaudium et spes: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi. Und es gibt nichts wahrhaft Menschliches, das nicht in ihren Herzen seinen Widerhall fände.“³

Regina Bannert, Andreas Fromme

9. Krankenhausseelsorge- Ausbildung⁴

Für all diese Tätigkeiten brauchen Krankenhaus - Seelsorger eine Ausbildung.

Im Erzbistum Köln werden eine Grundausbildung seit 1978 und ein Aufbaukurs seit 2007 angeboten. Zu uns kommen in der Pastoral erfahrene Seelsorgerinnen und Seelsorger.

Der einjährige Grundlagenkurs (GLK) ist berufsbegleitend und praxisorientiert organisiert. Er wird durch Supervision begleitet.

Die Ausbildung beginnt mit einem sechs-wöchigen Blockseminar. In dieser Zeit gehen alle Teilnehmer an drei Nachmittagen in ein Krankenhaus, „übernehmen“ dort für fünf Wochen zwei Stationen von den Kollegen vor Ort mit dem Auftrag, Patienten seelsorglich zu begleiten. Hinzu kommen: Theorie und Reflexion.

Vier Monate später findet die siebte, weitere vier Monate später die abschließende achte Kurswoche statt.

In den Monaten zwischen den Kurswochen arbeiten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer in den Krankenhäusern vor Ort.

Die Teilnehmenden kommen aus dem katholischen, binnenkirchlichen Raum, waren vorher tätig in Pfarrgemeinden, Seelsorgebereichen. *Von der beruflichen Rolle her eher „Freizeitpartner“.*

Ziel der Ausbildung ist es, die Kolleginnen und Kollegen für die Arbeit in einer Fremdinstitution aufzustellen und vorzubereiten. Das mag irritieren, aber selbst ein katholisches Krankenhaus ist zunächst eine fremde Welt. Sie funktioniert komplett nach anderen Regeln, Qualitätsmerkmalen und Fachlichkeiten als eine Kirchengemeinde. Es stellt sich die Frage: *„Wie bewegt sich der Seelsorger als Professioneller mit und zwischen den Professionellen im Krankenhaus?“*

Herzstück der Ausbildung sind alle Fragen um die Gestaltung des Patienten-,

Angehörigen- und Mitarbeiterkontaktes. Dazu gehört,

- dass sich die neuen Kollegen vertraut machen müssen mit der Massivität von Leid, das ihnen begegnen wird, und zu „lernen“, wie dieses ausgehalten werden kann;
- verborgene spirituelle Hinweise, Signale nach Sinnsuche, Glaubens-Sprachbilder von Kranken aufnehmen und entziffern zu können;
- gemeinsam mit dem Patienten Hoffnung zu suchen –

also, den Blick wachzuhalten für die österlichen Momente, Anlässe von Lebensmut, Freude und Verwandlung inmitten eines Krankheitsprozesses.

Angesichts der genannten Anforderungen im Krankenhaus, sind Krankenhausseelsorger gehalten, sich nach der Grundausbildung laufend weiter zu qualifizieren.

Anmerkungen:

- ¹ Die Präsentation wurde gemeinschaftlich erstellt von:
- ² Regina Bannert, Pastoralreferentin im Städtischen Klinikum Leverkusen;
- ³ Andreas Fromme, Pastoralreferent im Städtischen Klinikum Leverkusen;
- ⁴ Ruth Hermanns, Pastoralreferentin im St. Elisabeth-Krankenhaus Köln-Hohenlind;
- ⁵ Quirin Sailer, Pastoralreferent, Leiter der katholischen Krankenhausseelsorge im Stadtdekanat Wuppertal;
- ⁶ Anja Sickmann, Pastoralreferentin, Stellv. Ltg. Grundlagenkurses Krankenhausseelsorge, Beauftragte für Ethik im Gesundheitswesen im Erzbistum Köln;
- ⁷ Jochen Wolff, Pfarrer im Klinikum der Universität zu Köln.
- ⁸ Dieser Beitrag ist von Krankenhausseelsorgern als Präsentation für die Jubiläumsfeier 10 Jahre Abteilung „Seelsorge im Sozial- und Gesundheitswesen“ im Erzbistum Köln (Leitung Msgr. Rainer Hintzen) am 12.05.2016 beauftragt und erarbeitet worden.
- ⁹ Gaudium et spes, 2. Vatikanisches Konzil, Pastorale Konstitution. Über die Kirche in der Welt von heute 1,1.

„Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze“

Betrachtungen zur Passionszeit¹

Einführung

„Was am Ende wichtig ist“ So lautet der Titel eines ziemlich neuen bewegenden Buches mit „Geschichten vom Sterben“.² Darin wird die ganze Bandbreite menschlicher Reaktionen auf den nahenden Tod erzählt, und zwar aus der Perspektive einer Palliativärztin: von der Sehnsucht nach einem raschen Lebensende bis hin zum verleugnenden Ausgrenzen von Krankheit und Tod, vom einsamen Sterben bis hin zum Versöhnungserleben und dem stützenden Band der nahen Menschen. In all dem werden auch Wandlungsgeschichten skizziert: von anfänglicher Klarheit bis zur resignierten Selbstaufgabe, von der Verslossenheit bis zur erwartungsvollen Öffnung. Das alles wird ohne Pathos und mit überzeugender Empathie dargestellt. Durch das Buch kann das Thema Tod und Sterben sehr nahe kommen, das eigene Sterben und der eigene Tod.

„Die sieben letzten Worte Jesu am Kreuz“ Wir alle werden einmal letzte Worte sprechen müssen, nämlich dann, wenn unser irdisches Leben zu Ende geht. Vor dreieinhalb Jahren war ich so sehr schwer krank, dass ein Überleben nicht selbstverständlich war. Von daher gibt es für mich vielleicht eine besondere Nähe zu den „Sieben letzten Worten unseres Erlösers am Kreuze.“ Ungewöhnlich ist ja oft, wie kritische Lebenssituationen einen Anstoß geben, das Leben neu zu bedenken und zu leben.

Wie ist es zu der Zusammenstellung der Sieben Worte gekommen? In der Antike

schon besaß man ein lebhaftes Interesse am Tod bedeutender Männer und Frauen. Man empfand, dass die Art des Sterbens dem Leben das letzte, gültige Siegel aufdrückt. So hat man die „ultima verba“³ gesammelt und auch literarisch gestaltet. Das ist etwa für Sokrates geschehen, ebenso für Seneca und Thræsea. Die Christen haben diesen Brauch genutzt, jedoch auch vertieft. Der Hebräerbrief mahnt etwa: *„Haltet die im Gedächtnis, die eure Gemeinde geführt und euch das Wort Gottes verkündet haben. Haltet euch vor Augen, wie ihr Leben zu Ende gegangen ist. Und nehmt euch ihren Glauben zum Vorbild“* (Hebr 13,7). Man hat angenommen, dass die Vorsteher der Gemeinde Märtyrer waren. So ist damals eine Märtyreriiteratur entstanden, in der Augenzeugenberichte, amtliche Protokolle oder Aufzeichnungen der Märtyrer selbst versammelt waren. Natürlich spielten darin die letzten Worte der Sterbenden eine entscheidende Rolle und im weiteren Sinne alles, was ein Mensch im Angesicht des sicheren Todes spricht. Ein berühmtes Beispiel sind die Akten über die Enthauptung des Märtyrerbischofs Cyprian (+258); auch über die Hinrichtung des jugendlichen christlichen Kriegsdienstverweigerers Maximilian (+295) ist detailliert berichtet worden. Später etwa sind von Thomas Morus (+1535) solche ultima verba festgehalten worden.

Da scheint es folgerichtig, auch die letzten Worte Jesu zusammenzustellen als Hilfe für den gelebten Glauben und für das betrachtende Gebet. Dabei spielte auch die Zahl 7 eine wichtige Rolle. Mehr als ein letztes Wort zu hinterlassen, scheint seit der Antike geradezu zum Stil des Berühmteins zu gehören. Jesus werden 7 Worte zugesprochen. Die Zahl 7 scheint zufällig zu sein, ist es jedoch nicht ganz, weil man das Wort Jesu an seine Mutter und das an den geliebten Jünger als je ein Wort zählen muss, will man auf die 7 kommen. Schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts ist die gewiss ältere Siebener-Reihe in der heutigen Zusammenstellung bezeugt, aus der Tradi-

tion der sog. Evangelienharmonien heraus. Anfang des 18. Jahrhunderts entwickelte der Jesuit Alonso Messia Bedoya (+1732) in Lima aus der persönlichen Betrachtung der sieben letzten Worte Jesu eine außerliturgische Andachtsform, die drei Stunden dauerte. Dieser Brauch hat sich in den spanischsprachigen Ländern Südamerikas ausgebreitet und ist von dort durch die Spanier rasch nach Europa gelangt. Schon 1789 erlaubte Papst Pius VI. den Gebrauch dieser Andachtsform. Die Musiker waren dem voraus. In einer besonderen Art von Passionsmusik interpretierten sie die vertraute Reihe der Kreuzesworte Jesu. So Antoine de Longueval um 1507, Heinrich Schütz um 1645, Joseph Haydn mit seiner Auftragsarbeit im Jahre 1785, und zwar interessanterweise in Cádiz, der spanischen Hafenstadt, die mit den spanischen Überseegebieten eng verbunden war. Von diesen Sonaten mit ihrer Rahmung werden wir Schritt um Schritt in das Geheimnis der letzten sieben Worte Jesu am Kreuz hineingeführt. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ragen die Kompositionen von Charles Gounod und César Franck in Frankreich heraus.⁴

Weil die Andachten nicht streng liturgisch waren, durften sie am Karfreitag mit Musik gestaltet werden, vor allem in evangelischen, jedoch auch in katholischen Kirchen. Mit der Wiederentdeckung der liturgischen Feierformen sind diese Andachten fast verschwunden. Ein Indiz dafür ist, dass es sie im Neuen Gotteslob nicht mehr gibt, während sie im alten noch ausgeführt war (Nr. 776).

Der Urvorgang Tod! Wird er heute eher verschwiegen? Kommt er neu ins Bewusstsein durch die Diskussion um den assistierten Suizid und die Palliativmedizin? Unseren eigenen Tod zu bedenken ist die Tat, durch die das Leben wiederum zu leuchten beginnt. Es geht darum, welche Lebensbotschaft Gottes sich im Sterben Jesu mitteilt. Im Wort und in der Musik soll es dafür heute Geleit geben.

Erstes Wort Jesu am Kreuz

„Sie kamen zu der Stelle, die „Schädel“ genannt wird. Dort kreuzigten sie Jesus und die beiden Verbrecher, den einen rechts von ihm, den anderen links. Jesus aber betete: Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23,33-34a).

Häufig bin ich von einer Seelsorgerin in ein Altenheim gerufen worden, wenn ein Mensch aufs Sterben zuing. Nicht selten waren Menschen darunter, die nicht sterben konnten, die sich quälten. Beim vorsichtigen Erkunden zeigte sich manchmal, dass da noch Belastendes im Wege war: Unausgesprochenes aus dem letzten Weltkrieg, Nicht-Versöhnt-Sein mit Geschwistern oder Kindern, Nachgetragenes, das wie böse Gespenster im Lebens-Schrank hauste, Verletzungen, auf die innerlich Schuldscheine ausgestellt waren. Wenn das sich ein wenig äußern konnte, wenn gar Geschwister oder Kinder sich entschließen konnten, zu dem sterbenden Menschen zu kommen, wenn ein Wort oder eine Geste möglich wurden, dann war es mitunter so: alles durchgestrichen, was die Trennung begründete, alle Reste fallen gelassen – mit einem Wort der Vergebung gegenseitig, frei von allem. So wurde das Sterben möglich.

Jesus beginnt betend: „Vater!“ Allein schon diese Anrede schafft Raum und Vertrauen. Und dann das unverwechselbare Wort aus seinem Sprachschatz: „Vergib!“ Vom Vaterunser her ist es vertraut: in der Erfahrung von Schuld die Bitte um wechselseitige Vergebung. Im Vaterunser liegt hier unsere einzige Aktivität „wie auch wir vergeben“. Die Vergebungsbereitschaft unsererseits wird zum Anzeichen und zum Erweis, wie weit sich jemand Vergebung schenken lässt und sich in die Herzenswünsche Jesu und Gottes einlässt, wie weit jemand seine Sehnsucht nach dem Kommen des Gottesreiches einübt. Vergeben bedeutet auch: deutlich sehen, was geschehen ist, auf Rache verzichten – und eine neue Initiative beginnen.

Hier ist es die Fürbitte Jesu. Er spricht sie vor allem für die aus, die ihn verantwortlich ans Kreuz gebracht haben. Das Motiv der Unwissenheit wird vielfach auf die jüdischen Autoritäten bezogen. Sie vollziehen in Unwissenheit den Ratschluss Gottes. Entscheidend ist, dass im Spiegel dieser Fürbitte Jesus der ist, der seiner eigenen Weisung zur Feindesliebe entspricht und damit zugleich zur Nachahmung einlädt: „Segnet die, die euch verfluchen. Betet für die, die euch beschimpfen“ (Lk 6,28). Stephanus wird der erste sein, der Jesu Beispiel folgen wird (vgl. Apg 7,60).

Jesu betet als einer, der für die Gotteswahrheit gekämpft hat. Doch er hat keine Gewalt gebraucht. So stirbt er jetzt inmitten von roher Gewalt mit diesem Gebet auf den Lippen. Ringsum: Menschen, die an Unrecht gewöhnt sind. Das bringt den Geist um Sinn und Verstand, hält die Wahrheit nieder. Ahnen wir, dass wir unsere eigene Seele auf Eis legen, wenn wir uns an Unrecht gewöhnen? Jesu Fürbitte will aufwecken zur Wahrheit, dass wir zu wissen lernen, was wir tun.

Zweites Wort Jesu am Kreuz

Der andere der beiden Verbrecher sagte: „Wir werden zu Recht bestraft und bekommen, was wir verdient haben. Aber er hat nichts Unrechtes getan!“ Und zu Jesus sagte er: „Jesus, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst.“

Und Jesus antwortete ihm: „Amen, das sage ich dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein“ (Lk 23, 41-43).

Wer die sieben Worte Jesu am Kreuz meditiert, dem erhebt vor seinem inneren Auge das zentrale christliche Bild: Der Gekreuzigte zwischen den beiden Schächern und zu seinen Füßen seine Mutter und „der Jünger, den Jesus liebte.“ Dennoch bleibt der auf Golgota Gekreuzigte unendlich einsam. In seiner Passion kommt unübersehbar zur Erfüllung, was seinen Weg nach dem

Lukasevangelium auszeichnet: „Denn der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren ist“ (Lk 19,10). Deshalb ist er unter Gottlosen – als solche galten Verbrecher. Er wendet sich ihnen auf seinem ganzen Weg zu, und auch noch in seiner letzten Stunde. Er schenkt ihnen die Umkehr. Diese Zuwendung zu den Verlorenen findet ihren bewegenden Ausdruck in seinem zweiten Wort. Jesus wendet sich einem der Verbrecher zu, der am Tiefpunkt seiner gescheiterten Existenz seine Schuld erkennt und alle Hoffnung auf Jesus wirft. „Jesus, gedenke meiner, wenn du in dein Reich kommst“ (Lk 23,42). In allen Evangelien ist er einer der wenigen, die es wagen, sich an Christus zu wenden, indem sie ihn bei seinem Namen nennen: Jesus! Die Apostel tun es nicht; immer sind es Menschen, die in auswegloser Situation sind und darum wissen (vgl. Lk 4,34; 8,28; 17,13; Mk 1,24; 5,7; 10,47): Blinde, Besessene. Der so spricht, ist für uns ein Namenloser. Doch genau denen ist Jesus besonders nahe. An der Antwort Jesu sticht das „Heute“ hervor: „Amen, das sage ich dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradies sein.“ Jesus spricht dem reuigen Sünder das Leben zu, – in seiner Vollmacht. Ein „Heute“, das keine Grenzen mehr kennt. Das Lebenswort, das zugleich Tat ist. Es wirkt, was es beinhaltet.

Wer diese Szene betrachtet, kann wie ein bloßer Beobachter reagieren oder sich selbst erkennen, vielleicht mit den eigenen Ausweglosigkeiten. Es kann die Frage plötzlich dastehen: Lasse ich mich denn annehmen mit meinen Brüchen und Abwegen, die vor ihm offenkundig werden? Erst dann werde ich die Verheißung Jesu auf mich beziehen können. Der unschuldig Gekreuzigte, der als ohnmächtiger „Retter“ Verhöhnerte, holt in die Lebensgemeinschaft mit sich, die sich mit ihrer Lebenswahrheit ihm anvertrauen. Denn Paradies ist: bei Gott sein. Gott ist alles in allem und ich bin bei Gott und Gott ist bei mir. Wie? Ich weiß es nicht. Wo? Ich weiß es nicht. Ob? Ja, ich höre Jesu Wort als Trost jeden Tag. Dieses Paradies liegt vor mir, als neuer

Himmel und neue Erde, wenn Gott alle Tränen abwischt von meinen Augen.

Das jeden Tag neu zu wissen, lässt mich leben, lässt mich zuversichtlich sein für das Leben jetzt.

Drittes Wort Jesu am Kreuz

Als Jesus seine Mutter sah und bei ihr den Jünger, den er liebte, sagte er zu seiner Mutter: Frau, siehe, dein Sohn! Dann sagte er zu dem Jünger: Siehe, deine Mutter! Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie in das Seine (Joh 19, 26-27).

Die Kreuzigungsszene beim Evangelisten Johannes bietet vier Worte Jesu, die paarweise angeordnet sind: die Worte an seine Mutter und den geliebten Jünger sowie „Ich bin durstig“ und „Es ist vollbracht“. Die ersten beiden zählt die Tradition als ein Wort, die beiden letzten werden einzeln aufgenommen. Worum geht es beim dritten Wort der traditionellen Reihe? Es geht nicht um die Versorgung der Mutter nach dem Tod ihres Sohnes durch einen dazu Bevollmächtigten. Da hätte es nahegelegen, jemanden aus der Familie zu beauftragen. Auch die umgekehrte Bedeutung, nach der Jesu Sorge dem Jünger gelte, wird dem Evangelium nicht gerecht. Ganz bewusst münden die Verse in die Notiz: „Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie in das Seine“ (19,27). Nicht um die Mutter geht es, sondern um den Jünger. *Ihn* bevollmächtigt Jesus dazu, die Mutter „in das Seine“ zu nehmen.

Was das bedeutet, erschließt sich aus einer feinsinnigen und kunstfertigen Entsprechung im Johannesevangelium. Sie spannt den Bogen vom Prolog zum Kreuz. Da heißt es im selben Wortlaut, dass Jesus als das WORT „in das Seine“ kam (εἰς τὸ ἴδιον). Der Skandal ist: die Seinen (οἱ ἴδιοι), also die Menschenwelt, die Menschen überhaupt, nehmen ihn nicht auf, obgleich er in das Seine kommt. Mit Jesu Kommen in

die Welt ist die Gegenüberstellung von „ihn aufnehmen“ und „ihn nicht aufnehmen“ gegeben. Das ganze Johannesevangelium zeigt nun schrittweise auf, wie die Ablehnung Jesu überwunden werden kann. Eine vertraute Station ist das Wort in Joh 13, 1, nach dem Jesus die Seinen (οἱ ἴδιοι), die in der Welt waren, liebte und ihnen seine Liebe erwies bis zur Vollendung (τέλος - vgl. 6. Wort). In der Fußwaschung offenbart er den Seinen die tiefste Absicht; Petrus tut sich damit schwer. Wenn es nun von dem Jünger, den Jesus liebte, heißt, dass er die Mutter „in das Seine“ nahm, lenkt das Evangelium mittelbar auf die Aufnahme Jesu hin. Denn der Jünger ist der Zeuge des ganzen Geschehens mit Jesus. Deshalb kann er jetzt als Mittelsmann Menschen in seine eigene Umgebung einladen und sie zu Jesus führen. Da kann alles Suchen und Fragen der Menschen auf die allein tragende Antwort stoßen – in die Beziehung mit Jesus hinein. Das Evangelium schafft einen Sinnbezug mit einem erzählerischen Signal über ein Wort, „das Seine“. Von da aus kommt die Frage zu jedem, der dies Wort von dem Jünger hört, ob er bereit ist, Raum für Gott, für Christus, zu schaffen und sich in die Beziehung zu IHM führen zu lassen, IHN aufzunehmen. Dann kommt ER in „das Seine“.

Im Auftrag an den Jünger zeigt sich, dass eine neue Gemeinschaft entstehen soll, in der bislang getrennte Völker durch Christus und auf ihn hin für alle Zukunft miteinander verbunden sind. Hier ist der Platz der Kirche. Ihr Ursprung und ihre bleibende Inspiration ist der Aufblick zum gekreuzigten Herrn: „Wie ich euch geliebt habe, so sollt auch ihr einander lieben (Joh 13,34). Ihr Echtheitszeichen liegt darin, sich im Kreuz Jesu Christi verbinden zu lassen. Wie geschieht das?

Maria und der Jünger schauen nicht von weitem zu, sondern wagen sich in die äußerste Not vor, in die Nähe Jesu. Nur so ist ja sein Wort an sie möglich. Dieses Bild soll zeigen, wie weit der Glaube trägt, wie tief

die Hoffnung wurzelt und wie belastbar wirkliche Liebe ist. Maria hat ihren herausgehobenen Platz unter dem Kreuz. Sie, die Weihnachten an der ersten Schwelle des Lebens steht, bezeugt auch an der letzten Schwelle die durchtragende Kraft des Glaubens.

Wie ein Mensch persönlich in die Solidarität unter dem Kreuz hinein genommen wird, können uns Kreuzesdarstellungen vor Augen führen, die Maria und den Jünger als sog. „Assistenzfiguren“ zeigen. Dabei geht die Blickrichtung der Figuren unter dem Kreuz in zwei Richtungen: Mal suchen die Augen den Gekreuzigten, mal ist das Haupt geneigt, und der Blick geht nach innen. Wer auf den Gekreuzigten schaut, kann lernen, das eigene Leben und zugleich den anderen Menschen mit neuen Augen zu sehen. Der Gekreuzigte ist es, der die Augen der Menschen für Gott, für sich selbst und füreinander öffnet.

Viertes Wort Jesu am Kreuz

Und in der neunten Stunde rief Jesus mit lauter Stimme: Eloi, Eloi, Iema sabachtani? Das heißt übersetzt: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? Einige von denen, die dabeistanden und es hörten, sagten: Hört, er ruft nach Elija (Mk 15, 34-35).

„Auf dem weiteren Weg lernte ich, Schritt um Schritt, Wort für Wort, dass hinter jedem Satz des Helden der Evangelien ein Mensch und die Erfahrung eines Mannes stehen. Auch hinter dem Gebet, es möge der Kelch von ihm genommen werden, und das Gelöbnis, ihn zu leeren. Auch hinter jedem Wort am Kreuz.“⁵ Die frühen Christen haben sich angesichts des Scheiterns Jesu am Kreuz im Lichte des Osterglaubens gefragt: Wer ist dieser? Warum ist er so anders als andere und uns so wichtig? Woher kommt er? Wie konnte er so sterben? Seine Gebete weisen auf seinen Halt und prägen den Charakter der sieben Worte am Kreuz.

Das erste und das letzte Wort sind Gebet, und auch das mittlere, das wir gerade gehört haben.

Wer kennt nicht das Alleinsein? Oder gar die Einsamkeit? Beide können notwendig sein. Doch der Abgrund der Verlassenheit? Wenn mir alles zwischen meinen Fingern zerrinnt, alles Vertrauen, alle Zuversicht, alle Orientierung verloren ist. Gott ist mir vielleicht abhandengekommen. Allein vor Gott, allein vor den Menschen. Immer wieder geht es Menschen so. Nie vergesse ich den Schmerz, den ich vor etwas mehr als 40 Jahren empfand, als mir eine jahrelang schwerkranke Frau bei einem Hausbesuch sagte: „Herr Kaplan, ich habe schwer gesündigt: Ich habe mit Gott gehadert. Wohin komme ich, wenn ich sterbe?“ Es schmerzte mich, weil für diese leidende Frau die Situation noch unerträglicher wurde durch die Aussichtslosigkeit, die in ihrem Selbstvorwurf und in ihrer Angst zum Ausdruck kommt. Das Wort Jesu am Kreuz war ihr nicht bekannt: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Der Psalm 22, den diese Klage eröffnet, ist das Gebet eines Menschen, der gerade sein Leben aus der Hand Gottes annehmen will. Er bringt die schmerzliche Widersprüchlichkeit zur Sprache, die der Leidende in seinem Leid befürchtet: seine Situation sei ein Zeichen dafür, dass Gott ihn vergessen, verlassen habe. Er beklagt die Not und er klagt die Zuwendung seines Gottes ein, die ihm die Kraft gibt, nicht zu verzweifeln und vor allem nicht an Gott zu verzweifeln. Der Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ ist kein Nein zu Gott, sondern ein mit letzter Kraft und in extremer Dramatik herausgedrücktes Bekenntnis des Vertrauens darauf, dass dieser Gott doch gerade jetzt da sein muss.

Schon die zweifache Gottesanrede zeigt, dass es vor allem um das Vertrauen geht. Das Gebet erinnert Gott an die enge Beziehung, die er doch zum Beter und zur Beterin hat. Das Leid ist ein Angriff auf diese Beziehung. Mit dieser Situation will sich

der Beter nicht abfinden. Die Warum-Frage, die hier Gott gestellt wird, sucht keine theoretische Erklärung, sondern sie ist Ausdruck höchster Ungeduld und leidenschaftlicher Hoffnung zugleich, dass Gott selbst diese Veränderung bewirken wird, wie auch immer! Ja, Jesus drängt Gott zum Handeln, indem er ihn anschreit, warum und wozu er am Kreuz hängt. Das wird schon im Fragewort „warum“ erkennbar. Es gibt im Hebräischen ein Wort, das nach dem Grund der Situation fragt und also rückwärtsgerichtet ist. Und es gibt ein anderes, das nach dem Ziel einer Situation fragt und vorwärtsgerichtet ist. Dieses Wort steht am Beginn von Psalm 22. So hat es der Evangelist Markus übernommen, und auch im Griechischen ist es so übersetzt, wörtlich: „zu was“ oder eben „wozu“.⁶ Wer im Leid „wozu“ fragt, will heraus aus der Enge der Bedrängnis und setzt mit seiner Frage an Gott darauf, dass er die lähmenden Fesseln der Not aufbrechen kann. Es ist ein Wort der Vertrauenssicherung, die alles in die Hand Gottes gibt, auch das Leiden an der augenblicklich erlebten Gottesferne. Es ist die Urform des Betens, weil es Gott um Gott bittet.

Das ist die Botschaft des Wortes Jesu am Kreuz: Gerade als der zu Gott schreiende Leidende und Sterbende wurde er – gegen allen Aussensein – gerettet, nicht vor dem Tod, sondern aus dem Tod.

Fünftes Wort Jesu am Kreuz

Danach, als Jesus wusste, dass nun alles vollendet war, sagte er, damit sich die Schrift erfüllte: Mich dürstet. Ein Gefäß mit Essig stand da. Sie steckten einen Schwamm mit Essig auf einen Ysopzweig und hielten ihn an seinen Mund (Joh 19,28-29).

„Mich dürstet!“ Dieses Wort ist kein Gebet Jesu. Und doch reicht es tief in die Beziehung zu Gott und zu uns. Jesus ergreift selbst die Initiative zur Essigtränkung, anders als bei den übrigen Evangelisten. Es ist ein Bild der Bedürftigkeit. So weit geht

sein Menschsein, so tief steigt er in den Abgrund menschlicher Existenz – die physische Not des Verdurstens. So kann man es sich vorstellen: Die Kehle des Gekreuzigten ist vertrocknet. Durch die vorhergehende Misshandlung und Strapaze geschwächt, im Ganzen entwürdigt, jeder Würde beraubt. Und jetzt die Qual der unnatürlichen Körperhaltung, die das Kreislauf- und Atmungssystem an den Rand bringt und in Erstickungsanfällen und einem Kreislaufkollaps mündet. Der Essig vertieft die Quälerei.

Der Evangelist überträgt diese plastisch annähernd vorstellbare Gegebenheit und lässt noch einen anderen Hintergrund aufblitzen. Er deutet sich in dem fast querstehenden Wort an: „... als Jesus wusste, dass nun alles vollendet war ...“ Damit erinnert er mittelbar an Worte Jesu: „Meine Speise ist es, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende“ (Joh 4,34). Und später das Wort, zu Petrus bei der Verhaftung gesprochen: „Soll ich den Becher, den mir der Vater gegeben hat, nicht trinken (Joh 18,11)?“

Hunger und Durst als Bilder für das Verlangen und die Sehnsucht Jesu, den Willen des Vaters und damit auch die Schrift bis zum Letzten zu erfüllen. Unser deutsches Wort „Sehnsucht“ hat als Ursprung nicht das Wort „suchen“, sondern „siech sein“ am sich Sehnen. Wenn Jesus nach Essig ruft und ihn nimmt, wie es ausdrücklich heißt, ist diese verhöhnende Antwort auf seinen Durst in der Sterbensqual die Vollendung.

Der Wille des Vaters, für den Jesus gekommen ist, heißt: dass die Menschen Gottes Liebe aufnehmen und ihr Leben von seinem Licht durchdringen lassen! Dafür gibt er sein Leben hin, so dürstet er danach, Gottes Liebe bei den Menschen ankommen zu lassen. Jesus lechzt nach mehr als nur nach Wasser. Er sagt damit: „Ich will eurer bedürfen. Ich brauche euch nicht. Doch ich habe mich entschieden, eurer bedürfen zu wollen, damit ihr das Leben findet.“

Und wir Menschen? Jesus sagt im Johannesevangelium: „Wer Durst hat, komme zu mir, und es trinke, wer an mich glaubt. Wie die Schrift sagt: Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen“ (Joh 7,37). Es ist die Einladung, von mir aus zu sagen: „Ich will deiner bedürfen, der den Lebensdurst stillen kann.“

Sechstes Wort Jesu am Kreuz

Als Jesus von dem Essig genommen hatte, sprach er: „Es ist vollendet!“ Und er neigte das Haupt und gab seinen Geist auf (Joh 19,30).

Als Jesus von dem Essig nimmt, um seinen Durst zu löschen, schließt sich fast natürlich sein letztes Wort an: „Es ist vollbracht!“ So sind die Ohren es gewohnt – und die Vorstellungen. Vielleicht im Sinne von: <Er hat es hinter sich. Er hat es überstanden.> Was aber, wenn es richtiger im Sinne des Johannesevangeliums heißt: „Es ist vollendet!“?

Die quälende Durststillung ist die Vollendung. Im Tun des Willens seines Vaters bis zum Letzten vollendet sich das ihm aufgetragene Werk. Nicht der Wille zum Sterben wird Jesus zum Kompass auf seinem Lebensweg und dem letzten Abschnitt, sondern allein der Gott des Lebens. Dessen Werk, das Jesus vollendet, gipfelt in der Rückkehr des Sohnes zum Vater. Sie betrifft nicht nur ihn, sondern alle, die sich ihm im Glauben anschließen. Warum? Weil Jesus in seinem Sterben, in seiner Selbsthingabe an den Vater und seinem Hingang zu ihm eine Bresche in das Totenhaus dieser Welt schlägt und den Zugang zur Herrlichkeit Gottes eröffnet. Denn er ist der Vollender, der zu Ende führt und so unvorstellbar neues Leben für uns eröffnet. Denn an seinem Kreuz stirbt der Tod:

- Wer alt und lebenssatt in den Tod geht, wird als Gotteskind wiedergeboren.
- Wer plötzlich den Tod sieht, wird schauen, dass der Tod nicht das Ende ist.

- Wer den Tod annimmt, erfährt, von Gott immer schon angenommen zu sein.
- Wer im Leben am Tod verzweifelt, wird im Tod zu einem Leben erwachen, das alle Zweifel beseitigt.
- Wer wegen des Todes resigniert, wird das Feuer der Liebe Gottes spüren.
- Wer im Leben vom Tod nichts wissen will, wird über-führt (vgl. Joh 16,8) werden zur Gotteswahrheit, die das Leben ist.
- Wer mit dem Tod nicht fertig wird, wird sterben dürfen, um ewig zu leben.
- Wer sterben will und nicht kann, wird sterben dürfen, um ewig zu leben.
- Wer sterben muss und nicht will, wird von den Engeln durch die Pforte des Todes in das Paradies geleitet.

Siebtes Wort Jesu am Kreuz

Die Sonne verdunkelte sich. Der Vorhang im Tempel riss mitten entzwei, und Jesus rief laut: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ Nach diesen Worten hauchte er den Geist aus (Lk 23,45-46).

Überliefert ist, dass Martin Luther kurz vor seinem Tod seiner Frau Katharina aufgetragen hat, täglich den Psalm 31 zu beten. Es ist ein Gebet voller Bitten, Flehen, Klagen und Dank. Darin steht auch der Vers: „In deine Hände lege ich meinen Geist“ (Ps 31,6). Vielleicht ging es Martin Luther darum, dass seine Frau den aus dem Gebet Vertrauten voll Vertrauen ansprechen konnte, was auch immer geschieht, dass sie im Beten nicht gott-los (Gott los) wurde, - aufgrund all der Leiden, die Luther für sie kommen sah.

Wie im ersten Wort beginnt auch Jesu letztes Wort in dieser Reihe mit der Gebetsanrede „Vater“. Sie steht nicht im Psal-

menwort. Nach dem Evangelisten Lukas ist Jesus der Beter. Alle entscheidenden Ereignisse in seinem Leben geschehen, während er betet: bei seiner Taufe, bei der Wahl der Zwölf, am frühen Morgen, bei der Verklärung, während des letzten Mahles, auf dem Ölberg. Er lebt die immerwährende vertrauensvolle Gemeinschaft mit Gott. Davon zeugt dieses Wort: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ Den nachfolgenden Halvers haben die mit den Psalmen vertrauten Menschen damals mitgehört: „Du hast mich erlöst, HERR, du treuer Gott.“ Dieser Psalm 31 gehört zum jüdischen Abendgebet, in dem der Gerechte gewiss wird, dass eines nicht gelingen wird, nämlich ihn von Gott zu trennen.

Jesus wendet sich an den Vater, der über den Tod hinaus Leben verbürgt. So kann er selbst noch sein bitteres Sterben in ein Gebet verwandeln. Der Vater ist für ihn der Teilhaber an aller menschlichen Not. Er bleibt nah auch im Leid. Er bewährt sich in Angst und Schwäche. Und er wird der Teilhaber an seinem Leben.

Wir sind gewohnt, uns dem Urteil des Todes zu fügen. Jesus konnte den Inbegriff dieser Passivität zur höchsten Aktivität wandeln: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ Im innersten Kern entzieht sich Jesus den Henkern und Spöttern, der Gewalt und dem Tod. Weil er sich in die Hände eines anderen anvertraut. In die Hände des Vaters. Er ist der Inbegriff des Lebensliebhabers (vgl. Weish 11,26). So nimmt er dem Tod seinen Stachel.

Und er gibt uns ein Sterbewort. Jan Hus, Thomas Becket, John Henry Newman und viele Menschen sind so gestorben. Wie wäre es, damit zu beginnen, es einzuüben, einfach abends, mit der Klangfarbe meiner Lebensstimme: „Vater, in deine Hände lege ich meinen Geist.“ – meinen Lebensgeist. So könnte die Ahnung von Ostern wachsen!

Anmerkungen:

- ¹ Am 13. März 2016 zusammen mit dem Emsland-Ensemble vorgetragen im Rahmen von „Musik und Texte zum Passionssonntag. Joseph Haydn <Die sieben letzten Worte unseres Erlösers am Kreuze>“ im Ludwig-Windthorst-Haus. Katholisch-Soziale Akademie in Lingen-Holthausen. Herrn Direktor Dr. Michael Reitemeyer danke ich herzlich für die Einladung.
- ² Petra Anwar mit John von Düffel, Was am Ende wichtig ist. Geschichten vom Sterben, Piper Tb 30635. München/Zürich 2014.
- ³ Vgl. dazu Christian Gnilka, Ultima Verba in: Jahrbuch für Antike und Christentum 22 (1979), 5-21.
- ⁴ Vgl. dazu den Artikel „Kreuzesworte Jesu“, in: 3LThK VI, Sp. 457
- ⁵ Tagebucheintrag an Pfingsten 1961 in: Dag Hammarskjöld, Zeichen am Weg. München/Zürich 1965, 170.
- ⁶ Vgl. dazu: Christoph Dohmen, Wozu, Gott? Biblische Klage gegen die Warum-Frage im Leid, in: Georg Steins (Hg.), Schweigen wäre gotteslästerlich. Die heilende Kraft der Klage. Würzburg 2000, 113-125.

„In jeder Kreatur ein Funke Gottes“¹

oder: *Heilende Spiritualität, wie geht das?*

Ein erster Hinweis

„Anschauen, Ansehen geben, aufmerksam werden für das je D U – Schlüssel zur Heilung. Nicht mehr – und weniger nicht.

„Aufmerksamkeit ist das natürliche Gebet der Seele“, hat Malebranche gesagt.²

Diese Aufmerksamkeit schließt alle und alles ein, schließt niemanden aus. Sie entspricht auch dem zentralen spirituellen Geschehen, das Ignatius von Loyola so benennt: „Gott suchen mit allen Sinnen; Gott finden in allen Dingen.“³

Jesus/Jesuhah, der hebräische Name, der als „Iesous“ Eingang ins Griechische findet – der Name, das Wort heißt: „Gott – J H W H (der Unermessliche, der Unausprechliche, Namenlose im Namensgeheimnis) heilt/rettet“⁴; vielleicht besser „Ich verurteile Dich nicht, nicht Dich, niemanden; ich bin HEILSAM, heilend, HEILAND“. Es gibt eine Perspektive für jede und jeden, egal was ist, die letzte Tür ist wie die erste – und die ist nie zu! GOTT-OFFEN-IMMER!

Eine erste Spur

*„herzoffen
innerst
drin
MIT“⁵*

Das sind die vier Leitworte, die der Karmelitin Sr. Ancilla aus dem Kölner Karmel in den über 50 Jahren ihrer Ordenszuge-

hörigkeit spiritueller Alltagskern geworden sind.

Sie bedeuten im Grunde eines: In der Offenheit für das Ereignis der Menschwerdung Gottes, worin ALLES „innecarniert“ ist, wo Gott ganz Welt und somit weltlich wird in seiner liebenden KENOSIS (der Selbstentäußerung und -entleerung Gottes in Welt, Gott als Welt, wodurch nichts und niemand aus dem Ereignis Gottes herausfallen kann und es keine legitime Trennung zwischen geistlich und weltlich, religiös und säkular mehr geben kann) bin ich mit jeder und jedem unendlich tiefer und mehr darin verbunden, als jede äußere Trennung bedeuten kann.

Ein zweiter Hinweis

Insofern ist „MIT“ für Begegnung, Beziehung und Seelsorge unendlich bedeutsamer als jedes noch so wohlgemeinte und rettungserhoffende „FÜR“!

Die Vorstellung ist immer tiefer und alltäglicher darin zu entwickeln: Ich gehe zu einem Gespräch mit einem bedürftigen Menschen – ohne Begehren, ohne Bedingung, ohne Helferprojektion; zutiefst absichtslos – aber voller Wahrnehmung, Aufmerksamkeit und Bereitschaft, anzuschauen, was ist, zu vernehmen, zu fühlen, zu spüren, zu riechen, zu ertasten: Was ist jetzt in der Begegnung im Raum? Welche Energie kommt mir entgegen? Ohne Warum? Wozu? Wohin? – Und daraus hören, vernehmen und dazu geben, dazu tun: Was könnte ein nächster gehbarer Schritt sein. Nicht mehr und weniger nicht! Das ist genug!

Die Seelsorge ist geistlich zutiefst arm – und ist so das Geschehen des OFFEN, zuinnerst, das ist Hoffen und Glauben, ein Geschehen des Gott-INNEN-INNERST-OFFEN im MIT!

Nur die Seelsorge hat NICHTS, will NICHTS, weiß NICHTS!⁶

Und dies ist (und kann mehr und mehr werden), so meine ich, *der* Segen in der Be-

ziehung zu/mit den Leidenden, den Wunden und Verstrickten, vor *allem*, was diese zurück geben können im MIT, trotz und in all' ihrer Lebensverstrickung und -versperung.

Es wird ein PLATZ geschaffen, ein Raum für das Absichtslose in der Begegnung, aus dem vieles erwachsen kann, was ich, der Seelsorgende, aber nicht weiß, nicht will und nicht habe.

In allen Zwängen

*außen
innen*

*gefangen
wund
verstrickt
armselig
krank*

m i t

besitzlos

freiend

Besuchen, aufsuchen, dem D U Platz einräumen, so, wie Martin Buber es in „Ich und Du“ als das offene Geheimnis von Beziehung beschreibt, das nie den anderen zur Sache, zum Zweck, zur Projektion, nicht einmal zum besten „Etwas“ machen darf:

„Wer Du spricht, hat kein Etwas zum Gegenstand. Denn wo Etwas ist, ist anderes Etwas, jedes Es grenzt an andere ES. Es ist nur dadurch, dass es an andere grenzt. Wo aber Du gesprochen wird, ist kein Etwas. Du grenzt nicht.

Wer Du spricht, hat kein Etwas, hat nichts. Aber er steht in der Beziehung.“

Das Zweckfreie in dieser Beziehung kann das Freieinde möglich machen, eher als alles andere, so meine ich, denn es hält offen, schenkt Würde, bleibt auf Augenhöhe ohne Hierarchie im Kontakt.

So geschieht, mitunter darin, der gottoffene Ereignisraum, in dem nichts geschehen

muss – aber alles geschehen kann, was im Rahmen des Möglichen möglich ist. Keine Selbstüberforderung, kein Helfersyndrom, keine Omnipotenzphantasie – nur herzoffenes MIT, aus der Ahnung, Gott ist immer zuvor innerst DRIN – und damit ein Unverlierbares, Unzerstörbares, Heiles, Rettendes, Auferweckendes von LEBEN, das nicht zerstört werden kann, wenn Gott GOTT i s t.

Eine weitere Spur

Für diesen Zusammenhang erscheint mir das Aufnehmen des Ereignisses in Ex 33 besonders hilfreich und hin führend.

Begegnung im Nichthaben; Gespräch ohne Besitz – und die Ahnung, dass, wo Gott diskret-stark vergegenwärtigt wird, dieses im freunden MIT spürbar wird, dass DA ein PLATZ ist, unverlierbar ohne Besitz im Vorübergang der Begegnung, wo Gott erahnbar wird als Vorübergehender im Anschauen seines Rückens (denn letzte Vollendung von Angesicht zu Angesicht steht, weiß Gott, noch aus): Hierfür hat das Hebräische das kostbare Wort MAQOM („Platz, Raum [geben]“ – es besagt auch, dass Gott den Platz je gibt, da, wo Gott ihn je gibt, unpräzise – wie Fels oder gespaltenes Meer oder brennender Dornbusch – und nicht gebunden an die Orte, die Menschen Gott geben, wie Tempel oder Kirche). Zu Moses, der die Gefangenen und Gebundenen, die Unfreien aus der Knechtschaft führen soll (vgl. Ex 3) heißt es da: „Siehe, bei mir ist ein *Platz*, da magst du dich auf den Felsen stellen“ (Ex 33,21). Buber/Rosenzweig übertragen es so: „Hier ist *Raum* bei mir, du stellst dich auf den Fels.“

Und der so, in allem, mit gehende Gott, den NICHTS aus-sondern und weg grenzen kann, dieser Gott begegnet zuvor im Offenbarungszelt, das leer ist (vgl. Ex 33,7-11). Während das aaronitische Priesterzelt den gesamten Vorrat von Kultgegenständen und Gerät enthält, ist das Offenbarungszelt (das Mosezelt) *leer*, leer wie das atmende ZWISCHEN im Gespräch zwischen

Seelsorgendem und nach Heilung oder Linderung Suchendem. Und da, wenn Moses außerhalb des Lagers zum Offenbarungszelt geht (so, wie Jesus außerhalb der Stadt sterben und auferweckt werden wird; vgl. Hebr 13,12f.) und sich die Wolkensäule zum Eingang des Zeltes senkt, dieses präsente HEILIGE NICHTS (greif in eine Wolke – nichts hast Du in Händen), dann heißt es weiter: „JHWH (der Unermessliche) aber redete mit Mose von Angesicht zu Angesicht, wie jemand mit seinem Freunde spricht“ (Ex 33,11).

Im Nichts von Angesicht zu Angesicht befreundet.

Jesus wird es aufgreifen in Joh 15,15, diesen Abbau jeglicher Hierarchie im Gottesverhalten, in der Gottesbeziehung: „Ich nenne euch nicht länger Sklaven, denn ein Sklave weiß nicht, was sein Herr tut; sondern ich habe euch Freunde genannt, weil ich euch alles, was ich von meinem Vater gehört habe, kundgetan habe.“

Das erscheint mir die doppelte Bewegung zu sein, die im Anschauen, im Begegnen aus Nichthaben und Nichtwissen und Nichtwollen möglich ist: Auf Augenhöhe zu leben, MIT dem Leidenden, in dem, was je JETZT möglich wird/ist. Es kann geteiltes Schweigen, Lachen, Weinen, Klagen, Erwägen sein; die Geschichte von Weh und Ach, Versagen und Erleiden kann zum zügsten Male vernommen und angenommen werden; oder die gemeinsame Suche nach der kleinstmöglichen nächsten (echten) Veränderung zu je mehr gefülltem Leben. Es kann der geduldige Verzicht sein, überhaupt etwas an Biografie oder Lebensgeschichte im Gespräch einzufordern, vermeintlich öffnen zu müssen, vielmehr nur das zu bejahen, was der Andere mitteilen oder verschweigen will: Kein Zwang zur Enthüllung! Es kann – es muss nichts. Auch das Scheitern des Gespräches, der Begegnung ist immer MIT DRIN – und auch dies arglos und ohne innere und äußere überfordernde Optimierungsfälle wahrhaben, ernst nehmen, annehmen.

Mit dem anderen geschieht oder geschieht nicht das Lösende in der Begegnung. Beides ist wie die gespannte Realität von seelsorglichem MIT.

Jesus verkörpert und hält uns solches zur Nachfolge hin, was in Mt 7,1 ausgeführt ist und sich an Jes 42,3 zurück bindet – *und Jesus lebt das, was er sagt (und Seelsorge könnte aufatmen, statt überfordert sein, wenn sie solches verinnerlichte und äußerte in Herz und Mund und Tat und Leben):*

„Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet“ (Mt 7,1). – „Ein geknicktes Rohr zerbricht er nicht, und einen glimmenden Docht löscht er nicht aus“ (Jes 42,3).

Es ist eben nicht die totale Überforderung, vielmehr im Ausgang das Augenmaß und die Barmherzigkeit mit sich selbst, die Selbst und Nächsten leben lässt.

Erst mit den Ansprüchen, zu wissen, was für den Anderen gut und richtig ist, was ihn/sie vermeintlich aufrichtet, rettet, heilt oder integriert, beginnt oft die Gewalt (im Zwang gegen mich selbst zum Anderen hin).

Julien Green hat, ein Jahr vor seinem Tod 1998, als hochbetagter Mann im Alter von 97 Jahren am 1. März 1997 prägnant in sein Tagebuch etwas über den Zwang zur Integration geschrieben, das ich auch in manch problematische Zusammenhänge der „Gesundheitsindustrie“ hinein halten will:

„Die Integration ist eine Art von Rassismus. Der einzelne muss sich in eine Form zwingen lassen, die nicht seine ist. In eine Uniform schlüpfen, kurz gesagt. Es gibt nichts Schrecklicheres, wo auch immer. Die Erde gehört allen, die Grenzen werden nichts daran ändern, die große Schönheit des Christentums ist eben diese Gleichheit der Seelen.“⁸

Davon zu lassen, das Normieren, das Bewerten von Krankheit, Sucht, Verstrickung, Nichtfunktion, das Urteilen und Verurteilen mehr und mehr zu lassen – im bezie-

hungsreichen MIT, das scheint mir der Kern des Suchens nach diskreter Heilung zu sein – und der Anfang des Heilsamen, des auch Friedenstiftenden, in mir, im Nächstbesten.

Die Wüstenväter, deren Sprüche niedergeschrieben und gesammelt sind in den „Apothegmata Patrum“ (den „Aussprüchen der heiligen Väter“) haben dieses „NICHT URTEILEN!“ früh als spirituelle Quelle zu sich selbst, zum je anderen entdeckt (aus den oben angeführten Passagen der Heiligen Schrift gewonnen):

„Wenn Abbas Agathon etwas sah und sein Herz über die Sache urteilen wollte, sprach er zu sich: ‚Agathon, tu das nicht!‘ Und so kam sein Denken zur Ruhe.“

Und an anderer Stelle:

„Ein Altvater wurde einmal von einem Bruder gefragt: ‚Warum urteile ich eigentlich so häufig über meine Brüder?‘

Und er antwortete ihm: ‚Weil du dich selbst nicht kennst. Denn wer sich selbst kennt, der sieht die Fehler der Brüder nicht.“⁹

Eine letzte Spur

Konkret alltäglich wird das etwa in Lebenszusammenhängen, wo Seelsorge, Begleitung und Begegnung diese Grundformen unpräzise wirklich werden lassen.

Die erste Lehre dazu wurde mir von einem Langzeitobdachlosen in Bonn zuteil, der, vielfach im Gefängnis, nach Verurteilung wegen Mordes/Totschlages an seiner Frau und weiteren Inhaftierungen durch Gelegenheitsdiebstähle nach Haftentlassung und so nach 12 Jahren „Knast“, zum sog. „Pennerfrühstück“ ins Collegium Leoninum am Bonner Alten Friedhof kam (früher ein Priesterausbildungskonvikt für die Bistümer Köln und Aachen, heute ist dort eine Nobelsenioresenidenz).

Ich war damals, 1985, im zweiten Semester und voller Lebens- und Glaubensüberzeugungen, was richtig und falsch, lebenssinnvoll und -sinnwidrig sei – und machte bei diesem Frühstück vor dem Unialltag mit, voll im Bewusstsein, ich müsse diese

„armen“ Menschen zu irgendetwas bewegen oder sie, aus ihrem „kaputten“ unheiligen Leben, retten, heilen.

Franz, „Funna“, wie der Mann mit Spitznamen gerufen wurde, sagte mir eines Morgens, als ich ihm vorschlug, ob er nicht in die Eifel wolle, in ein Haus, wo Suchtentzug und Wiedereingliederung für Langzeitobdachlose unternommen werde:

„Markus, wenn ich Hilfe von Dir brauche, dann sag' ich Dir das schon. Ich will jetzt nur *mit Dir* frühstücken und ein bisschen erzählen. Du brauchst jetzt *nix für mich* sonst zu tun. Lass mich! Ich melde mich, wenn mir was fehlt!“

Ich habe da dieses *MIT statt FÜR* zum ersten Mal tiefer im Vernehmen und Annehmen von „Funna“ verstanden.

Mir wurde dort das Wort Jesu zum Nachfolgeschlüssel – immer zunächst auf mich selbst hin:

„Die Starken bedürfen keines Arztes, sondern die Kranken. Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten“ (Mk 2,17; siehe auch Lk 5,32).

Bei Matthäus heißt es von Jesus, noch tiefer verbunden mit Hos 6,6: *„Die Starken bedürfen des Arztes nicht, sondern die Kranken.“*

Geht aber hin und lernt, was das heißt (Hos 6,6): ‚Ich habe Wohlgefallen an Barmherzigkeit und nicht am Opfer.‘ Ich bin gekommen, die Sünder zu rufen und nicht die Gerechten“ (Mt 9,12f.).

Wenn ich mich selbst und die Kolleginnen und Kollegen anschau, die an Prozessen von Heilung, Linderung, echtem Trost, helfender seelsorglicher Beziehung beteiligt sind, im Blick auf diese Passage der Heiligen Schrift, dann haben wir, im Besonderen ICH, also die besten Voraussetzungen zur Nachfolge Christi!

Anmerkungen:

- ¹ Überschrift auf der Titelseite der Partitur von Leos Janacek's Oper: Aus einem Totenhaus.
- ² Vgl. Walter Benjamin, Franz Kafka: Ders., Gesammelte Schriften II, 2; hg. v. Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 2/1989, S. 432.
- ³ Vgl. Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen und erläuternde Texte; übersetzt und erklärt von Peter Knauer. Graz-Wien-Köln 3/1988; darin besonders die Nummern 230-237: Betrachtung, um Liebe zu erlangen, S. 99 ff.
- ⁴ Vgl. Das jüdische Neue Testament, übersetzt von David H. Stern. Hänssler-Verlag 4/2007, S. 476.
- ⁵ Priorin Sr. Ancilla Wißling OCD, Karmel „Maria vom Frieden“ in Köln; im Gespräch mit Religionslehrer/inne/n am 21. Januar 2012 im Edith-Stein-Exerzitienhaus, Siegburg.
- ⁶ Vgl. dazu die Predigt des Meister Eckhart, „Beati pauperes spiritu, quia ipsorum est regnum coelorum“ zu Mt 5, 3, deren Kernsatz lautet: „Das ist ein armer Mensch, der nichts will und nichts weiß und nichts hat.“: Meister Eckhart, Deutsche Predigten und Traktate, hg. und übersetzt von Josef Quint (= detebe Klassiker20642). München 1979, S. 303-309.
- ⁷ Martin Buber, Ich und Du. Heidelberg 11/1983, S. 10.
- ⁸ Julien Green, Tagebücher 1996/98. München 2000, S. 147.
- ⁹ Lebenshilfe aus der Wüste. Die alten Mönchsväter als Therapeuten: Texte zum Nachdenken, ausgewählt und eingeleitet von Gertrude und Thomas Sartory. Freiburg i. Br., 1985, S. 42. Und: Michael Cornelius, Die Weisheit der Wüstenmönche. Von der Kunst, das Leben zu meistern. München 2005, S. 42.

Literaturdienst

Adam Kozłowiecki SJ: Not und Bedrängnis. Als Jesuit in Auschwitz und Dachau. Lagertagebuch, hrsg. von Paul Deselaers und Bernhard Sill. Regensburg 2016. 686 S., 29,95 Euro. ISBN 978-3-7917-2730-1.

Wenn in Deutschland von Konzentrationslagern wie Auschwitz, Theresienstadt, Mauthausen, Buchenwald oder Dachau die Rede ist, wird meistens als Erstes an die Shoa gedacht, an die systematische Ermordung von Millionen Juden durch die Nationalsozialisten. Ein von Hass geprägtes System bekamen neben Juden, politischen Gegnern und gesellschaftlich Geächteten besonders auch katholische Priester zu spüren. In keinem Ort in Deutschland sind so viele Priester ermordet worden wie in Dachau – mehr als Tausend. Und wer erinnert sich daran, dass ungefähr 3000 polnische Priester von Deutschen erschlagen, vergast, hingerichtet wurden?

Im hier angezeigten Buch nimmt Adam Kozłowiecki, ein polnischer Jesuit, die Leser mit auf den Weg seiner Erinnerungen an die schockierenden Ereignisse, die er als Priester in Gefängnissen und in den Konzentrationslagern Auschwitz und Dachau erlebte. Am 10. November 1939 wurde er zusammen mit einer größeren Gruppe polnischer Jesuiten verhaftet. Die Begründung seiner Verhaftung hat er nie erfahren, weder in den Gefängnissen von Krakau und Wisnicz noch in Auschwitz und Dachau. Erst am 29. April 1945 wurde er befreit.

Auf rund 700 Seiten beschreibt er das Wichtigste, das sich tief in sein Gedächtnis eingegraben hat. Zustände, die sich oft wiederholt haben, notiert er unter fiktiven Daten. Nichts hat er sich ausgedacht. Sein Buch ist kein Werk der Belletristik, doch das Anregungspotential, das in der Unverwechselbarkeit seines Erinnerns steckt, wird zur Anfrage an jeden Priester. An jeden Leser.

Die Lektüre hat mich tief getroffen. Zum einen, weil ein französischer Dominikaner, der Auschwitz und Dachau überlebte, zu meiner Priesterweihe gekommen war, denn bis zu seiner Verhaftung als „illegaler“ Priester unter Zwangsarbeitern fand er, wenn es notwendig wurde, Versteck in meinem Elternhaus. Und zum anderen: Über seine KZ-Erlebnisse hat er stets geschwiegen. Jetzt weiß ich, warum.

Was fangen Priester, ihre Mitarbeiter und die Gläubigen in einer unbedrängten und wohlhabenden Kirche mit dem Dokument „Not und Bedrängnis“ an? Mit den unausgesprochenen Fragen: Wie hättest Du dich in Auschwitz oder Dachau verhalten? Traust du deinem Glauben etwas zu? Wie würdest Du als Priester reagieren, wenn du weißt, was dir blüht, von SS-Schlägern nach dem Beruf gefragt zu werden und deine fällige Antwort „Priester“, jedes Mal damit beantwortet wird, als „Pfaffe“ auf den Bock gespannt und mit Ochsenziemern und Knüppeln halb tot geschlagen zu werden? Diese Frage wurde den Inhaftierten ja nicht nur einmal gestellt, sondern immer wieder, wenn die Schergen Lust auf dieses „Spielchen“ hatten. Zudem war den „Pfaffen“ in Auschwitz ein schwarzer Balken als Kennzeichen an die Häftlingskleidung geheftet.

Die Lager waren eine mächtige und schreckliche Maschine zur Vernichtung von Menschen. Einmal in Bewegung gesetzt, ließ sie sich nicht mehr aufhalten. Dafür sorgten Aufseher, Kapos, deren Gehilfen, die Kommandanten und eine bestimmte Sorte von SS-Schergen: „Elegant, vollgefressen, glattrasiert, aufgeblasen, schrecklich“ (S. 167). Dennoch verurteilt Kozlowiecki bewusst niemand außer denen, die freiwillig mit höllischem Vorbedacht und Bosheit das System am Laufen hielten (S. 175 -179). Wir lesen: „Wenn ich nicht an die Existenz des Teufels geglaubt hätte, würden mich die Deutschen von seiner Existenz überzeugt haben.“ Ein Beispiel: Zur Strafe und Abschreckung muss er Zeuge sein, wie einem Häftling des Jesuiten-Blocks die Hände mit einer Kette auf dem Rücken gefesselt werden und er an den so verbundenen Händen an einem Dachbalken bis zur Bewusstlosigkeit aufgehängt und geschlagen wird. „Mein Gott, mein Gott, wie schwer war es manchmal, keinen Hass zu finden“ (8.185). In der irdischen Hölle der Konzentrationslager wächst seine Überzeugung, dass es einen gerechten Gott geben muss. Soll der menschliche Hunger nach Gerechtigkeit unbefriedigt bleiben? Welche Antwort gibt die Theologie darauf, und das nicht nur wie jetzt in einem ausgerufenen Jahr der Barmherzigkeit? Kozlowiecki: „Hier, auf dieser Welt, gibt es keine Gerechtigkeit. Aber die Häftlinge, die laufenden Gerippe, haben doch ein Recht auf Gerechtigkeit! Mit ihrem ganzen Wesen und all ihrem Leid schreien sie nach Gerechtigkeit. Es muss sie doch geben ... Ach, wenn es keine Gerechtigkeit gäbe, woher stammt dann der Begriff der Gerechtigkeit?“

Damit der Glaube lebendig bleibt, muss vom Schrecklichen und Bösen in der Welt berichtet

und weitergesagt werden. Glaube entsteht sowohl durch gute Erfahrungen wie auch durch schreiende Fragen nach Gott. Dies ist durchgehende Linie in diesem Buch.

Der eingesperrte Priester Kozlowiecki versucht zu verstehen, dass es immer wieder Häftlinge gibt, die zu Mitteln greifen, das eigene Leben zu retten oder wenigstens zu erleichtern, indem sie andere gefährden, verraten, Gemeinheiten begehen. Er gesteht, selbst immer wieder in Angst und Versuchung zu geraten, ebenso zu handeln. Ein Mithäftling hält ihm vor: „Auch ich habe an Gott geglaubt, als ich hierherkam. Ich sitze schon fünf Jahre hier und wenn du so lange durchhältst wie ich, wirst du auch nicht mehr beten, denn dann wirst du auch nicht mehr glauben.“

Radikal beschreibt er das Versagen und Vergehen der Deutschen, aber auch die Schwächen auf der eigenen Seite unter Mithäftlingen, unter Polen und unter Priestern. Dazu gehört auch der Gedanke, Selbstmord zu begehen, um der Teufelei zu entfliehen. Wie nüchterne Tagbeucheintragungen wirken Aufzeichnungen aus dem KZ Dachau: 17. Juli 1942 - heute starb Pfarrer Aleksander Kresinski. 18. Juli - heute starben Pfarrer Francisze Gorek und Pfarrer Ferdynand Cichocki. 19. Juli - heute starben Pfarrer Josef Szczepkowski und Pfarrer Walenty Sobolewski. Und so weiter. Tag für Tag (S. 448 ff). Zu lesen im ausführlichen Kapitel über die Erfahrungen im KZ Dachau. Ab 1940 wurden hier insbesondere Priester eingesperrt: Deutsche, Polen, Franzosen, Tschechen. Von den inhaftierten Geistlichen wurden 1034 ermordet, davon 868 Polen. Letzteren hatte man sogar das Beten verboten.

Was ist nach der Befreiung aus den teuflischen Lagern aus Adam Kozlowiecki geworden? Sein damaliger Ordensoberer schickte ihn in die von polnischen Jesuiten geleitete Mission in Nordrhodesien. 1955 empfing er die Bischofsweihe und Papst Johannes XXIII. ernannte ihn zum Erzbischof von Lusaka. 1969 trat er von diesem Amt zurück und arbeitete weiter als Missionar in Sambia. Dort starb er am 28.9.2007.

Muss man dieses Buch lesen, in dem auf manchen Seiten die auswendig gelernten Gottesbilder in Fetzen zerrissen werden? Ja, man sollte es. Auch wenn diese Erinnerungen sich nicht als Lektüre für zwischendurch eignen. Sind wir, Laien und Priester, es dem Autor und seinen Mithäftlingen nicht schuldig, ihre Stimmen noch einmal zu hören?

Erich Läufer

Auf ein Wort

Ein toter Priester spricht über seine Karriere

Da wollte ich nun ein Priester sein und wurde, wie es sich geziemt, Kaplan und Pfarrer. In der Verwaltung hieß es: er verantwortet die Seelsorge als Pfarrer im Pastoralverband. Denn ich war für mehrere Pfarreien zuständig.

So ging es wie von alleine, dass ich eines Tages in das Amt des Regionaldekans gewählt wurde. Ein Jahr später berief mich der Diözesanbischof zu seinem Generalvikar und dann ging es los. Ich wurde Kanzler, Moderator der Kurie, Ökonom des Bistums, Residierender Domkapitular, ja, sogar ständiger Vertreter des Diözesan-Administrators, als der Bischof gestorben war. Parallel zu meinen Ernennungen liefen die üblichen Ehrungen: Monsignore, Päpstlicher Ehrenprälat und Apostolischer Protonotar.

Ich wollte ein Priester sein und wurde dann im Auftrag der Kirche Gesellschaftsvertreter, Aufsichtsratsmitglied und Vorsitzender diverser Räte im Verband der Diözesen Deutschlands.

Ich bekam vier Beipässe am Herzen. Später war noch eine weitere Herzoperation erforderlich. Dabei wurde mein Brustbein zersägt und meine Rippen auseinandergelassen. Das alles nutzte nicht lange; ich starb einen frühen Tod.

In der Todesanzeige hieß es, dass Gott, der Herr, mich aus diesem Leben heimgerufen hat. Dabei war es die Kirche, wie sie in der heutigen Gesellschaft existiert, die mich sterben ließ.

Ich wollte Priester sein, doch mein Fehler war, zu ehrgeizig gewesen zu sein.

Michael Zielonka

aus: Sowohl entweder als auch oder.
Erkundungen an den Grenzen des Katholischen.
Berlin 2016, S. 85-86.

Ritterbach Verlag GmbH · Friedrich-Ebert-Straße 104 · 50374 Erfstadt
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E